

Vorgeschichte, Entwicklung, Verlauf und Nachwirkung(en) meiner Mitgliedschaft in der Sozialistischen Assistenten-Zelle SAZ im Otto-Suhr-Institut (OSI) von 1969 bis 1979/81

Vorbemerkung

Von 1969 an war ich ununterbrochen Mitglied der SAZ. An den Verlauf der Gründungssitzung(en) kann ich mich kaum noch erinnern. Von meiner „Vorgeschichte“ her war klar, dass ich dazugehören wollte und sollte. - Das Ende habe ich dagegen verpasst, da ich zu diesem Zeitpunkt bereits (aus dem Job als Assistenzprofessor für 3 Jahre beurlaubt) seit 1980 in Hannover in einem Projekt von „Arbeit und Leben“ zur Integration von türkischen (männlichen) Jugendlichen arbeitete und in dieser Zeit des Projektbeginns kaum nach Berlin kam.

Ich halte die Zeit der „Vorgeschichte“ in drei Punkten für relevant. Erstens: Ich war als Jahrgang 1945 vergleichsweise jung unter den SAZ-Genoss*innen. Zweitens: Die Vorgeschichte bis zum Abitur war - vielleicht gerade für den Süden Baden-Württembergs - sowohl typisch wie auch prägend. Drittens: Aus dieser Vorgeschichte heraus habe ich mich nach meiner Ankunft in Berlin und im Studium ziemlich bald politisch nicht nur interessiert, sondern auch zu organisieren versucht. Das klappte im SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund, damals schon außerhalb der SPD) nicht, dafür aber im Republikanischen Club (RC). Die Vorgeschichte führt also vom politisch interessierten und aktiven Gymnasiasten über den eingeschücherteten Studienanfänger aus der Provinz bis hin zum Vorstandsmitglied im RC (ab März 1969, also deutlich vor der Gründung der SAZ, aber auch noch vor dem Diplom im Juni 1969).

Das motiviert mich dazu, die *Vorgeschichte* einzubeziehen. -

Da ich von 1985 (Ende der Vertragszeit als AssProf) bis 1990 auch noch als Lehrbeauftragter am OSI beschäftigt war, habe ich die „Nachgeschichte“ ab 1983 zwar aus einer gewissen Distanz heraus, aber noch mit dem FB verbunden erlebt. Ab 1990 war das weitgehend vorbei; danach beginnt definitiv meine *Nachgeschichte*, die ich etwas mehr als nur summarisch beschreiben möchte, um der Frage „Was blieb (mir) von der SAZ?“ halbwegs gerecht zu werden.

Daher wird das alles etwas umfangreicher; damit es nicht bloß eine Textwüste bleibt, füge ich einige Fotos bei. Sie sind nicht nur eine Abbildung meines Alterns, sondern vielleicht auch eine individuelle Dokumentation dafür, wie das geht, wenn man - wie wir - eine so lange Friedenszeit erleben konnte, die nur sozioökonomische Schwankungen kannte, aber nichts Mörderisches dazwischen.

Vorgeschichte Teil I: Schulzeit - Randständigkeit trotz Integrationsanstrengung

Für meine Schulzeit - vor allem die Gymnasialschulzeit auf dem Humanistischen Gymnasium in Konstanz am Bodensee - waren 3 Faktoren zentral:

- Die Familiengeschichte als Opfer des NS (in einer überhaupt erst sehr spät als solcher anerkannten Gruppe; das tut hier nicht so viel zur Sache) und als Betroffene des Stalinismus in der frühen DDR (mein Vater entzog sich einer Verhaftungs-Welle in der Wismut 1950/51

durch die Flucht und holte uns als Restfamilie einige Monate später in den Westen nach); trotz aller Wirkungsevidenz wurde in der Kleinfamilie so gut wie nie darüber gesprochen.

- Die Eigenschaft als SBZ- bzw. DDR-Flüchtlinge - das blieb bis zu meinem Weggang zum Studium in Berlin ein sehr bestimmender Punkt.
- Meine Entscheidung für das Humanistische Gymnasium (die seltsam zufällig war) wurde zum Einstieg in eine bestimmte Fraktion des Bildungsbürgertums - was ich anfangs nicht begriff, was sich aber als charakterisierende Konstante bis heute indirekt, z. T. auch noch stark auswirkt.



1952: Flüchtlingskind in Hessen, noch in von der Mutter selbstgeschneiderten Altklamotten, für die ich mich eher schämte - 1956: Zuversichtlich in Hessen als Anfänger im Gymnasium - 1958: Deprimiert wegen Mobbing als Flüchtling in Konstanz

Die späte Kindheit und Jugend von 1957 bis 1965 in Konstanz habe ich sehr intensiv erlebt. Ich wurde massiv dazu gezwungen, mir den Dialekt (das südbadische Alemannische, das allerdings keineswegs mit dem benachbarten schweizerischen Alemannisch identisch ist) möglichst perfekt anzueignen und kämpfte sehr um die Integration in die Schulklasse, die ich schließlich mit der Wahl zum Klassensprecher und der Einnahme der Redakteursstellung in der von uns begründeten Schülerzeitung erreichte - ohne damit eine vollständige Integration zu schaffen; von den einheimischen Schüler*innen trennte mich immer eine „gläserne Wand“, die fallweise sehr deutlich spürbar wurde und bis zum Ende 1965 (z. T. auch noch nach dem Abitur) wirksam blieb.

Politisch war ich zwar grundsätzlich oppositionell eingestellt, aber ziemlich ahnungslos. Da für meine Wahrnehmung „die Politik“ nur erkennbar war als die bleiern lastende „ewige Kanzlerschaft“ Adenauers, also von ferne, schloss ich mich mit einem Schulfreund etwa 1962 den damals und dort modern erscheinenden Jungdemokraten und dann auch der FDP an, die ich aber nach etwa einem Jahr wieder verließ, um einem Ausschluss zuvorzukommen. Die SPD und die Gewerkschaften blieben für

mich quasi unsichtbar - abgesehen von dem kleinen, verlorenen Häufchen von Ostermarschierern, die ich nicht richtig verstand und mich daher auch nicht an deren Demonstrationen beteiligte. Wichtig war für mich die „Spiegel“-Affäre; den Eichmann- und den Auschwitz-Prozess registrierte ich zwar, konnte sie in ihrer Relevanz aber noch kaum einordnen.

Ungleich viel wichtiger war die intensive Bildungs-Prägung, die vielleicht zu einem Drittel von der Schule bestimmt war, ansonsten aber aus eigenem Antrieb verlief - in der Zeit von 1960 bis 1965 in großen schlingernden Kurven über den gesamten Kulturbereich, für mich vor allem über die Literatur, sonst etwas über die „bildende Kunst“ (klassische Moderne, z. B. Picasso und Miró), weniger über Musik allgemein, wenn auch speziell sehr stark vom Jazz beeinflusst.

Politik blieb marginal, zumal sie in der Schule so gut wie inexistent war: Sie war vom katholisch geprägten Konservatismus ganz alltäglich-selbstverständlich völlig durchdrungen; so gab es beispielsweise jeden Mittwochmorgen einen Gottesdienst - zumindest für die Katholiken; das schien normal in einer Schule, bei der bis zu einem Drittel der Schüler aus einem Internat kam, in dem die schwarzwälder Bauernjungs zu Priestern vorerzogen werden sollten - und alle paar Jahre gab es dort einen Missbrauchsskandal, der zuverlässig vertuscht wurde (Priester wurde aus unserer Klasse keiner). -

Wie wohl damals allgemein üblich erfuhren wir von den Lehrern so gut wie nichts über den NS (nur ein Deutschlehrer, der zu seinem Leidwesen nach 1933 ins Reich zurückgekehrt war, thematisierte manchmal etwas - beispielsweise, als er uns einmal richtiggehend „zusammenschiss“: Wir sollten bloß im Rückblick nicht überheblich sein, aus uns wären auch lauter prächtige HJ-Führer geworden). Einmal im Jahr wurde in fast schon abstoßend ritualisierter Form des 20. Juli und der „Weißen Rose“ gedacht - ohne dass jemand von uns so richtig verstand, warum es in der Schule überhaupt dazu kam.

Wir erfuhren ja auch nicht, dass die Schule von 1933 bis 1945 „Albert-Leo-Schlageter-Gymnasium“ hieß. Einen Hinweis darüber hinaus allerdings gab es: Heidegger hatte, auch als Internatschüler, eine Zeitlang das Gymnasium besucht. Ich bekam seine kurze Schrift „Holzwege“ in die Hand, verstand sie so gut wie gar nicht und legte sie beiseite (dort liegt sie heute noch) - es blieb ein Grundmisstrauen gegen ihn, das bei mir auch bis heute anhält - zusätzlich zum damals nur zu ahnenden Antisemitismus ist so viel philosophischer Kitsch kaum erträglich: „In Stimmungen manifestiert sich erschütternd die unergründliche Faktizität der eigenen Existenz“ [aus „Sein und Zeit“].

Jenseits des offiziellen Lektüre-Pensums (nicht nur in Deutsch, sondern auch in Latein, Griechisch und schließlich Französisch) interessierte ich mich für Sartre und Camus (Simone de Beauvoir umging ich), zeitweise auch für Merleau-Ponty und zog mich `ordentlich existenzialistisch´ (also mit Parka, langem Schal und Rollkragenpullover) an, bewunderte den deutschen Expressionismus einschließlich Gottfried Benn (auch sehr stark wegen der Platte „Lyrik und Jazz“ mit der sehr beeindruckenden Vorlese-Stimme von Gert Westphal), *nicht* jedoch Hesse und Brecht - dagegen hatte mich quasi „für immer“ Karlheinz Deschners Polemik „Kitsch, Konvention und Kunst“ (zuerst 1957) immunisiert - , dafür aber die US-Beatniks (vor allem Jack Kerouac), später dann auch die Beatles und die Stones. Daneben blieb immer die Klassik/Antike: Ich schwärmte u. a. für Catull, Ovid und die klassische Moderne, die sie z. B. mit dem Rückgriff auf die Mythologie mit Picasso oder Fellini so evident aufgriff. Das wurde begleitet und gerahmt durch die damals erscheinenden Taschenbuch-Reihen „sonderreihe dtv“, „edition suhrkamp“ und „rowohlts deutsche enzyklopädie“, über die vermittelt ich z. B. auch das Ehepaar Mitscherlich wahrnahm. -

Das verlief dann alles bereits wieder in die Politik hinein - und machte vor allem die US-Amerikaner zu sehr ambivalenten Personen; die Figur des „ugly american“ (Roman von E. Burdick u. W. Lederer, deutsch 1959) und der Krieg in Vietnam wurden mir bald deutlich und verabscheuenswert. Allerdings blieb alles ziemlich punktuell einflussreich und schloss sich nicht zu einem Bild von Spät- und Neoimperialismus zusammen (wie es wenig später Eckart Krippendorff in „Die amerikanische Strategie“ - 1970 - beschrieb).

Eine gewisse Ausnahmestellung hatte das Interesse für die Sowjetunion und die Oktoberrevolution. Ich las nicht nur John Reeds „10 Tage, die die Welt erschütterten“ und die Trotzki-Biografie von Isaac Deutscher, sondern (im Rückblick: erstaunlicherweise) auch große Teile des Lehrbuchs „Grundlagen des Marxismus-Leninismus“, das ich aus der DDR mitbrachte, sowie dessen Kritik in den beiden Bänden über die Sowjetideologie von Wolfgang Leonhard und Gustav A. Wetter SJ. Damit blieb ich ziemlich allein auf weiter Flur - ich konnte kaum jemanden dafür interessieren (vielleicht noch für Majakowski - aber auch das höchstens punktuell). - Parallel dazu schrieb ich - wohl auch 1963/64 - eine Halbjahres-Arbeit im Fach Deutsch über die Dystopien „1984“, „Schöne neue Welt“ und „Fahrenheit 451“, die mich sehr beeindruckten (später kam dann noch Jewgenij Samjatin mit „Wir“ dazu). -

Diese etwas „wilde Mischung“ wurde komplettiert mit selbstorganisierter Lektüre zum NS und zum 2. Weltkrieg - ich beschaffte mir die Monografien von Bracher über das Ende der Weimarer Republik (sehr teuer) und die beiden Taschenbuch-Bände von Alan Bullocks Hitler-Biografie; dazu kam der dicke Wälzer von Churchill über den Krieg. Das reichte allemal aus, um mir in Geschichte das „sehr gut“ zu sichern, auch im Abitur mit der mündlichen Prüfung, die ich über den Krieg im Pazifik absolvierte.

Es blieb noch genügend Zeit für die beiden dicken Rowohlt-Enzyklopädie-Bände über die klassische Mythologie von Ranke-Graves, die uns der Latein- und Griechisch-Lehrer empfohlen hatte. Dazu kam, ausgelöst u. a. von Gustav Meyrinks „Golem“, ein kräftiges Interesse an jüdischer Mystik - und ergänzend das an der japanischen Parallele über D. T. Suzuki, E. Herrigel und Alan Watts mit ihren Büchern über den Zen-Buddhismus (womit ich schon wieder dicht an Kerouac & Co angelangt war).

Diese ganzen Interessenfelder wurden von der Schule und von meinen Eltern zwar registriert, aber so gut wie nie kommentiert. Das Geld für die Bücher verdiente ich mir durch Nachhilfestunden, die ich gab, und durch die Arbeit in den Sommerferien auf dem Bau (von 1961 bis weit ins Studium hinein 1968). Auslandsreisen gab es daher nicht (abgesehen von ein paar Fahrradtouren in die benachbarte Schweiz) - langweilig war es mir aber auch nicht, und ich vermisste kaum etwas.



1960 hatte ich mich als Konfirmand schon wieder etwas berappelt. - 1965 hatte ich im Februar das Abitur, wartete auf die Studienplatzzusage aus Berlin, war zwar aknegeschädigt (was in Berlin rasch verschwand), aber ziemlich selbstbewusst und zukunftsicher...

Alles zusammen verdichtete sich zu einer eher diffusen oppositionellen Einstellung, die durch meine Randständigkeit noch bestärkt wurde. Der Endpunkt war erreicht, als ich mir das Anrecht darauf erarbeitete, die Abiturrede zu halten. Ziemlich hintertückisch machte ich der Schulleitung gegenüber falsche Angaben zum Inhalt, als ich vorher natürlich dazu befragt wurde. Die Rede, die ich dann hielt, war eine ganz andere (über das, was wir dem Gymnasium als solchem zu verdanken hätten), löste beim Lehrkörper mehrheitlich ziemliche Empörung aus und bei den anderen Zuhörer*innen ungehaltene Verwirrung. Der „Südkurier“, die zuständige Lokal- und Regionalzeitung, fasste das in seiner Berichterstattung im Februar 1965 so zusammen:

Im Mittelpunkt der Feier wirkte die Rede des Abiturienten und Scheffelpreisträgers Matthias Pfüller, O I a, die kein enger umgrenztes Thema behandelte, in ihrem Ideengehalt und vor allem in ihrer kühnen Formulierung zumindest (sic) ungewöhnlich. Mit der bewußten Absicht, „Unbehagen zu erzeugen“, zog sie eine harte zeitkritische Bilanz der augenblicklichen Kultursituation und gipfelte in einer Forderung zu einer Neuorientierung in Religion, Weltanschauung und sozialpolitischer Haltung. Im Blickraum dessen, wie der aufgeschlossene Abiturient sich heute selbst sieht, was er über Schule, Schüler und die nächsten Jahre denkt, diene das humanistische Gymnasium vor allem dazu, seinem Zögling die Grundlagen zu einer selbständigen geistigen Auseinandersetzung mit den Problemen der Zeit zu vermitteln. Feststellungen, zu denen sich der Redner innerhalb des von ihm monierten „Provisoriums der Bundesrepublik“ veranlasst fühlte, waren jedenfalls diskussionsreif. (Mehr öffentliche Kritik ging damals nicht - und das mit meinen armen Eltern als Zuhörern im Festpublikum...)

Man versuchte seitens der Schule, sich damit zu beruhigen, dass ich sicherlich Deutsch/Germanistik und Geschichte studieren und als Lehramtsanwärter zurückkommen würde. Meine Fächerwahl Publizistik, Politologie und Japanologie sowie die Entscheidung für die FU Berlin sprachen zwar dagegen - aber darunter konnte sich sowieso kaum jemand etwas vorstellen. Da ich wegen meines schlechten

Notenschnitts von etwa 2,7 dachte, nicht gleich genommen zu werden, traf mich die Zulassung zum Studium unerwartet auf dem Bau, wo ich wieder arbeitete (die Schule galt als „Eliteschule“, was ich nicht wusste, und ich kriegte deshalb einen Bonus), und ich machte mich im April hastig auf den Weg nach Berlin - ohne jede Ahnung, was mich dort erwartete.

Ganz ohne eine gewisse Sentimentalität und vage Ahnung ging es aber nun wieder auch nicht ab; das damals entstandene Gedicht (ich schrieb damals öfter welche) war denn doch ziemlich treffend:

[Aus einem Gedicht „falscher frühling“, Ende April/Anfang Juni 1965; Konstanz/Berlin]

(...)

über dem regenscherbenden see

und um die neonrisse

über der kalten brücke nachts

ließ ich ja den frühling zurück

(...)

Richtig war daran, dass der Frühling, der in Berlin so viel später wegen der nördlichen Lage noch einmal von vorne begann, ein ganz anderer war und mich in jeder Hinsicht über und über durcheinander wüferte - so heftig, dass ich im Frühjahr 1965 zwei- oder dreimal sogar daran dachte, wieder zurück in den Süden zu flüchten. Stattdessen wurde daraus die Vorgeschichte Teil II „Studium + Politik“. Nichts davon hatte ich vorhergesehen, nichts geplant. Im Rückblick betrachtet ging alles ganz schnell: Im April 1965 kam ich also an, im Juni 1969 machte ich die Diplomprüfung und wurde (mit Bodo Zeuners Hilfe) sofort zum WAG-Tutor und dann zum Hilfsassistenten (WS 1969/70) und kam daher auch in die Lage, die SAZ mit zu begründen.

Vorgeschichte II : Studium, Politisierung im Schnelldurchgang, Protest als Individuum am Rand

Im April 1965 kam ich als „unbeleckte Provinzpflanze“ in Berlin an, geriet in die Bürokratie der Verwaltung der Studierenden und in die totale Frustration der Suche nach einer Wohnung, die ich erst Ende Mai/Anfang Juni `65 in einer Kammer von vielleicht 15 m² bei einer Zimmerwirtin Unter den Eichen (fast) Ecke Drakestraße über einer Fleischerei fand (immerhin war das OSI zu Fuß erreichbar). - Der Frust erhöhte sich durch die erste Lehrveranstaltung im OSI: Wir sollten aus Max Webers „Politik als Beruf“ die wichtigsten Passagen ausschreiben; ich versuchte das, stellte vor Beginn der entscheidenden Sitzung fest, dass ich was ganz anderes als die anderen aufgeschrieben bzw. abgetippt hatte - und flüchtete, d. h.: **ging nie wieder hin** - ein Musterfall für Wolf Wagners späteres Buch „Uni-Angst und Uni-Bluff“ (dabei waren meine Exzerpte eigentlich ganz korrekt, wie ich später herausfand).

Allerdings empfahlen mir dann die Publizistik-Dozenten (vor allem H. Meyn), ich solle doch zu den Politologen zurückgehen - und die Japanologie erwies sich leider als Sackgasse, die ich nach 2 Semestern wieder aufgab. Also blieb das OSI, das dann ab WS 1965/66 zu meinem Hauptfach-Studienstandort wurde. Als ich zunehmend entdeckte, dass es den anderen so wie mir erging, wurde ich etwas sicherer und selbstbewusster. Danach geriet ich dann aber auf einen Irrweg: Ich glaubte,

ich könnte in „Politischer Ökonomie“ vorankommen, weil ich ein bisschen was vom Wesen des Zentralbank-Systems verstanden hatte - *vom ganzen Rest aber nichts* (wie mir Skuhr wenig später klar machte). Also mied ich diesen Bereich für's Erste (genauer: bis heute).

In dieser ganzen Zeit ging ich in den Semesterferien auf den Bau und erarbeitete mir Geld für das Studium und vor allem für die Bücher - in Konstanz, weil dort die Löhne viel höher waren als in Berlin. Das erwies sich als ganz gut, weil ich damit das Erfordernis eines halben Jahres praktischer Arbeit als Voraussetzung für die Zulassung zur Diplomprüfung erfüllte (ich hatte viel mehr nachzuweisen); der Nebeneffekt war: keine Illusionen über mehr oder minder schwere Arbeit als Bau-Hilfsarbeiter in verschiedenen Bereichen. Die Romantisierungen der „einfachen Arbeit(er*innen)“ durch z. B. die späteren K-Gruppen blieben mir fremd, deren Illusionen über das Bewusstsein zumindest einiger Fraktionen der Arbeiterklasse fand ich lächerlich, aber bezeichnend. Die letzten Monate auf dem Bau beendete ich im September 1968.

1967 absolvierte ich - eher schlecht als recht - meine Zwischenprüfung. Kurz vorher kam es zum Todesschuss auf Benno Ohnesorg. Danach ging ich aber wieder zum Arbeiten auf dem Bau nach Konstanz - die Zeiten wurden langsam ziemlich verrückt. Ich buchte ein Seminar über „Ideologie, Utopie und Futurologie“ bei Flechtheim und übernahm ein Seminararbeits-Thema über die Zukunftsvorstellungen bei Martin Buber - mit vollem Erfolg: Ein „sehr gut“ für ca. 35 Seiten Seminararbeit. Hintergrund dafür war u. a. auch ein Besuch mit mehreren Kommiliton*innen in Prag 1966 - damals aber noch auf den Spuren von Gustav Meyrink, dem „Golem“ und der jüdischen Mystik. Dieser Bereich meiner Interessen blieb also „untergründig“ erhalten; außer mir interessierte das allerdings niemanden.

„Zwischendurch“ interessierte ich mich für die „Dritte Welt“, beteiligte mich am „Internationalen Arbeitskreis Kontinente und Kontakte“ (IAK) und wollte gern für ein Semester nach Peru - was sich dann zerschlug. Dabei lernte ich Gerhard Armanski kennen und wohnte sogar ein Semester lang gemeinsam mit ihm in einer Mini-WG in Wannsee - wir verstanden uns nicht, und das blieb auch so auf Dauer. Für mich blieb jedoch nach langem Hin und Her die Wohnadresse Am Sandwerder 1 - sehr bohème-artig, aber sehr geliebt für zehn Jahre.

Mit einem inzwischen nach Berlin an die FU gekommenen Schulfreund (der 1962/63 auch meinen Ausflug in die FDP mitgemacht hatte) erprobten wir die politische Szenerie - zuerst den LSD (Pleite), dann den SDS - im Frühjahr 1968 nahm der keine Mitglieder mehr auf, weil er völlig überrannt wurde. Daraufhin landete ich beim „Republikanischen Club“ (W.F. Haug und sein „Argument“ fand ich zu abgehoben). - In dieser Zeit nahm ich nicht nur „natürlich“ an der Anti-Notstands-Demo in Bonn teil, sondern studierte auch sehr privat nicht nur Marx, Engels und Lenin (ein bisschen auch Mao), sondern mit Hilfe der mir wichtigen Bände „Dokumente der Weltrevolution“ auch die innersowjetische Opposition gegen Stalin; dessen Gulag war mir sehr bewusst. - In dieser Zeit trat ich (1968) auch aus der (evangelischen) Kirche aus - aber eher so nebenbei; das hatte sich lange genug vorbereitet.

Danach setzte ich mir in den Kopf, das Studium zu einem Ende zu bringen. Ich absolvierte viele Scheine; in Erinnerung ist mir insbesondere einer über Theorien der radikalen Demokratie bei Alexander Schwan geblieben - ich schrieb eine Arbeit über Babœuf, die ihm mit etwa 30 Seiten zu lang war und die er deshalb ablehnte. Ebenfalls in diese Zeit fiel auch die Enttäuschung über Sontheimer, der offen sagte, er gehe lieber Tennisspielen als sich mit dem Studentenkram zu beschäftigen - ich hatte gerade seinen Klassiker über „Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik“ gelesen und wollte mehr von ihm wissen; er ging dann aber ab nach München.

Damit blieben Flechtheim und Löwenthal - Agnoli hatte bis 1972 noch ein Forschungsstipendium und war mir unbekannt. - Ich entdeckte die Räte der Oktober- und November-Revolution in Russland und Deutschland für mich und beschloss, darüber eine Diplomarbeit zu schreiben. Das war nicht ganz einfach, weil ich erst 7 Semester Politologie studiert hatte, aber mit ein paar Tricks gelang es dann doch, dass ich im Juni 1969 zur Prüfung zugelassen wurde. - Die Diplomarbeit („Räte als Modell demokratischer Beteiligung - gestern und morgen“ - ein typischer Flechtheim-Auftrag) habe ich beinahe in den Sand gesetzt, weil ich sie viel zu ambitioniert angelegt und sie daher als „Investitionsruine“ abgegeben hatte und sehr berechtigt dafür nur ein „ausreichend“ (Flechtheim 3, Schwan 5) kassiert hatte - fast wäre mir in der mündlichen Prüfung noch gelungen, mich zu einem „gut“ hin zu verbessern (ausgerechnet wegen eines „sehr gut“ bei Domes); es blieb dann bei einem „befriedigend“ - und bei einem doch noch guten Eindruck bei Flechtheim.

Der Nachteil: Ich hatte keine Ahnung, was ich mit diesem Diplom anfangen sollte. Um mir ein bisschen Geld zu verdienen, hatte ich schon angefangen, als Tutor zu arbeiten - und blieb dann vorläufig auch dabei. Einfach war's nicht, weil solche Studenten wie Frank Dingel mir sehr viel abverlangten: Oft war ich ihm nur ein paar Seiten in der einschlägigen Literatur voraus. Wir schätzten uns aber sehr und ich freute mich immer, ihn wieder zu treffen, als ich schon längst aus Berlin verschwunden war, wir beide aber in der Gedenkstätten-Arbeit gelandet waren - bis er viel zu früh starb.

Damit war meine Studentenzeit vorbei - nichts war klar in puncto irgendeiner Perspektive. -

Parallel zum Studium verlief die Politisierung - angelegt war sie schon in der Schule, jetzt wurde sie eine alltägliche Ergänzung zum Studium und, da von niemandem angeleitet oder gar angeordnet, eine regelrechte „Selbstermächtigung“. Was vor der Zwischenprüfung 1967 noch planlos und zerstreut ablief, wurde danach zunehmend zielbewusst: Ich wollte mich engagieren und etwas tun. Mit dem OSI hatte das nur vermittelt etwas zu tun - das Studium gab mir zwar Hintergründe, öffnete aber keine Wege in „die“ politische Praxis. Da mir, wie schon angedeutet, der Kreis um das „Argument“ und W. F. Haug als theoretisch zu anspruchsvoll und politisch zumindest gelegentlich zu sehr an Positionen des orthodoxen Marxismus-Leninismus angelehnt erschien, verfiel ich auf den Republikanischen Club, der damals wohl den Höhepunkt seiner kurzen aktiven Zeit und Einflüsse erreichte. Das verlief in das Wintersemester 1968/69 hinein. Der RC war ein bisschen bürgerlich-liberal; dort verkehrten auch Flechtheim und Agnoli, Meschkat und Huffs Schmidt und Krippendorff und andere Leute, die ich nicht direkt bewunderte, von denen ich aber etwas lernen wollte. Dort traf ich auch Niels Kadritzke, von dem ich fest annahm, der habe das alles schon absolviert, was ich mir erst vorgenommen hatte - vor allem: Durchblick zu bekommen - er war, in heutigen Begriffen gesprochen, für mich absolut cool.

Der RC war u. a. auch ein Kampfplatz in den Auseinandersetzungen zwischen der ApO und der SEW, von der wir annahmen, dass sie sich an uns dranhängen wollte, um politisch davon zu profitieren. Ich hielt das nicht nur für lächerlich, sondern auch für uns für gefährlich - ich fand nicht, dass wir mit Positionen der DDR und des „real existierenden Sozialismus“ und seiner „sozialistischen Menschengemeinschaft“ identifiziert werden sollten. Gerade meine häufigen Besuche in Ostberlin und bei meinen Verwandten in Karl-Marx-Stadt in diesen Jahren machten mir klar: So etwas will ich nicht - niemals! Die Kontroll-Atmosphäre und die autoritären Verhaltensmuster, die den ganzen Alltag durchzogen, und dazu die ebenso lähmende wie umweltschädliche Planwirtschaft (mit dem ebenso höhnischen wie zynischen Kontrast der Intershops, der meine Verwandten faszinierte) hätte ich als Alltag nie ertragen. Dennoch blieb ein faszinierender Bereich: Die Kultur, vor allem die Literatur, die ich sehr liebte, auch wenn ich ihre Hintergründigkeit nicht voll überblickte - auch nicht am Beispiel der

Frauen, deren Bücher ich so gern las: Christa Wolf, Brigitte Reimann, Irmtraut Morgner oder Maxie Wander: „Gretchens rote Schwestern“ (wie damals eine zusammenfassende Studie hieß). Kontakte zu Oppositionellen bekam ich nicht; meine Familie hat von der DDR so viel profitiert, dass sie mitmachte, auch wenn sie oft genug kritisierte. Meine west-sozialistischen Romantizismen und Eskapaden belächelte sie nur. -

Der RC also war das pure Kontrastprogramm. Das spitzte sich zu, als im Frühjahr 1969 ein neuer Vorstand gewählt werden sollte. Mein dauerhaftes Engagement und meine häufige Anwesenheit waren aufgefallen. Als nach dem ambivalenten „Extra-Dienst“ mit dem „RC-Bulletin“ ein eigenes internes Blättchen mit einer Auflage von zeitweise gut 800 Exemplaren aufgemacht wurde, machte ich mit und kam sogar in die Redaktion. Ein Bezugspunkt dafür war mein Bericht über „die Schlacht am Tegeleer Weg“, an der ich beteiligt war und über die ich berichtet hatte - im Widerspruch gegen alle Versuche, sie als glänzenden Sieg gegen die Polizei und ersten Akt einer Art von „revolutionärem Aufstand“ hinstellen. Dabei stimmte ich mit Bernhard Blanke und Niels Kadritzke überein; in einer Ausgabe des RC-Bulletins erschienen unsere Texte gemeinsam.

Kadritzke und ich wurden dann als Kandidaten für den neuen Vorstand nominiert. Ich musste mich mit einem Kandidaten aus dem Vorstand der SEW auseinandersetzen. Das muss ich ziemlich massiv getan haben, denn die Parteizeitung der SEW, die „Wahrheit“, attackierte mich heftig:

Man muß fordern, daß die Genossen der antiautoritären Linken, die uns kritisieren, sich ganz konkret mit dem auseinandersetzen, was wir sagen, und die zahlreichen Veröffentlichungen, die wir zu bestimmten Fragen in unserer Parteizeitung bringen, auch lesen und ihre Kritik dann sachbezogen anbringen. Mit Pauschalurteilen können wir nichts anfangen. (...)

Ich glaube, wir müssen an dieser Stelle über die persönliche Haltung sprechen, die jemand im politischen Kampf zeigt. Auf demselben Diskussionsabend gab es eine sehr bezeichnende Szene: Der Genosse Füller „zerpflückte“ ein Flugblatt, das unser Genosse Klaus Biastoch als Antwort an die RC-Mitglieder Müller und Schmidt verfaßt hatte, die unsere Partei heftig und in höhnischer Weise angegriffen hatten. Der Intellektuelle Füller verfuhr mit dem Arbeiter Biastoch so, wie es Konterrevolutionäre tun: er stellte ihn als dumm hin und fuhr ihm über den Mund. Sprachlich sehr gewählt und scheinbar ohne Mühe, meinte er, den Arbeiter Biastoch aufs Kreuz zu legen, denselben Arbeiter, den die Herren Ausbeuter der Firma Siemens kürzlich wegen seiner politischen Aktivität im Betrieb entlassen und seines Arbeitsplatzes beraubt haben.

Der intellektuelle Füller befand sich hier eindeutig in einer Einheitsfront mit den Unternehmern. Und dieser Intellektuelle, der der Arbeiterklasse angeblich den mühsamen Umweg über die Mitbestimmung zur Arbeiterkontrolle durch die Losung „Selbstbestimmung“ ersparen will, schafft es nicht einmal, mit einem jungen klassenbewußten, kämpferischen und gemäßregelten Arbeiter in Verbindung zu kommen und fair zu diskutieren. Was der Intellektuelle Füller nicht bewältigte, schafften übrigens die Kollegen der Abteilung des Genossen Biastoch: er erzählte mir, daß sich etwa 60 Kollegen, auch antikommunistisch eingestellte Arbeiter und „BZ“-Leser, mit ihm solidarisiert und ihren Protest ausgedrückt hätten.

Eine persönliche Grundhaltung wird von jedem Genossen in unserer Partei gefordert, die ein großer Teil der kleinbürgerlichen Linken aufgrund seiner Erziehung und psychischen Entwicklung offenbar nicht einnehmen kann. Die psychischen Eigenschaften, die notwendig für ein funktionsfähiges, kollektives Dasein sind, stehen im Gegensatz zu denen gewisser kleinbürgerlicher Linker, die sich durch narzißtische Eitelkeit, Unaufmerksamkeit, Ungeduld und Intoleranz auszeichnen. Wenn wir revolutionäre Geduld und Konsequenz, Orientierungssinn und Besonnenheit, Aufrichtigkeit und Toleranz von uns fordern und in uns zu entwickeln versuchen, so sind diese Eigenschaften lebensnotwendig für unsere Organisation. Nur so ist eine fruchtbare kollektive, revolutionäre Arbeit möglich. (...)

Ich meine, bevor einige „antiautoritäre Linke“ unsere politische Arbeit in Grund und Boden kritisieren, bevor sie uns die revolutionäre Aufrichtigkeit absprechen, sollten sie selbstkritisch reflektieren: ihr eigenes theatrales Gehabe, ihre neurotische Ungeduld, ihre Auffassungsstörungen und Begriffsstutzigkeit, ihre Kommunikationsstörungen im zwischenmenschlichen Bereich. Der Weg vom Ich zum Wir, den man geschritten ist, läßt sich konkret messen an der persönlichen Grundhaltung, die man zeigt. Revolutionäre Reden machen keine Revolution. Die Revolution wird einen neuen Menschentyp verlangen, an dessen Herausbildung wir ständig arbeiten müssen. - Michael Klein -

Das Ergebnis war, dass Niels Kadritzke und ich in den Vorstand gewählt wurden; im Rückblick nehme ich an, dass wir willkommene Alibi-Studenten waren. Jedenfalls empfand ich die Behandlung durch den berühmten Vorstands-Genossen Horst Mahler so, der uns geradezu rabiat anwies, dass wir jeglichen „antiautoritären Unfug“ zu unterlassen hätten - keinen Bücherklau, keine Verkehrsvergehen, sowohl auf der Straße wie auch mit Frauen, kein Hasch usw. usf.: Das alles seien Fehler, die die Polizei und die Klassenjustiz sofort dazu nutzen würde, uns aus dem Verkehr zu ziehen. Ich zog den Kopf ein, weil ich fand, dass er da Recht habe, und versuchte, mich soweit wie möglich daran zu halten (obwohl ich in allen diesen Punkten nichts „angestellt“ hatte). Ich ahnte nicht, dass er wenig später total entgleiste und zur RAF überging. Ich stand zwar buchstäblich direkt daneben (beispielsweise, als er sich eine Pistole besorgen ließ), hielt diesen weiteren Weg aber für völlig unmöglich, politisch wahnsinnig und selbstmörderisch. -

Im Rückblick fällt mir bei der Lektüre meiner Bulletin-Texte auf, dass an dem Vorwurf der Arroganz doch einiges stimmte - auch wenn ich das aus der Distanz von 50 Jahren inzwischen in eher mildem Licht sehe. Ich will das abschließend nur an einem Beispiel illustrieren: Die Auseinandersetzung mit der Frage, wie wir im RC mit den liberalen Gründungsvätern und -müttern umgehen sollten, wo wir doch auf dem Weg dazu waren, ziemlich revolutionär zu werden. Ich schrieb dazu als 23jähriger Student im Frühjahr 1969 einen Text „Möglichkeiten für Liberale“, der mir heute wahrlich eher peinlich ist:

Es wird Zeit, die Folgerungen zu bedenken, die aus einer Neubestimmung des Clubs für Liberale und von Liberalen zu ziehen sind. Überlegungen dieser Art betreffen hauptsächlich die Frage der Organisation, das Problem der Aktionen und des Widerstands sowie der Weiterarbeit in den etablierten Institutionen - betrachtet jeweils unter dem Blickwinkel einer ständigen Verbreiterung der außerparlamentarischen Basis und eines widerspruchsvollen Kurses der Ländergremien wie der Bundesregierung in fast allen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen.

Für die Liberalen selbst - vor allem für den noch jungen Liberalen - ergeben sich die Widersprüche der liberalen Position daraus, daß das gesellschaftliche Gleichgewicht sich in erkennbarer Weise verlagert hat, ja gestört ist: diejenigen, die für die allgemeinen Mißstände in Gesellschaft, Staat, Politik, Kultur, Wirtschaft usw. verantwortlich sind, haben eindeutig zu erkennen gegeben, daß sie diese Mißstände nicht ändern können oder ändern wollen. Gleichzeitig hat sich „der Apparat“, „das System“, „die Parteibürokratie“ - oder wie immer man die im pluralistischen Staat handelnden Verbände insgesamt oder einzeln bezeichnen möchte - , als undurchlässig erwiesen für diejenigen, die etwas ändern wollen. (...)

Für die allerentschiedensten Linken ist (...) eine Bemerkung vielleicht angebracht: die „liberalen Scheißer“ haben bisher in manchmal nicht geringem Maße Nützliches geleistet. Man sollte sich hin und wieder daran erinnern, daß man nicht als Super-Sozialist geboren wird, und hier in der Bundesrepublik und in Westberlin schon gar nicht. Eine gründliche Analyse ergibt noch immer, daß die liberale Intelligenz im Verlauf der Entwicklung der Produktivkräfte dazu gezwungen wird, Stellung zu beziehen, und daß sie sich dann spalten wird. Auf die einen, die zur herrschenden Clique überlaufen werden, können wir ohnehin verzichten. Die anderen aber, die irgendwann „zum theoretischen Verständnis der ganzen geschichtlichen Bewegung sich hinausgearbeitet“ haben wer-

*den - und zwar als Einzeln e sich hinausgearbeitet haben werden - , die sollte man behutsam und sorgfältig darin unterstützen. Sie nur ständig zu beschimpfen, ist Unsinn: „Dies ist eine objektive Sachlage, deren Ver-
kennung schwere Fehler nach sich gezogen hat - und noch nach sich ziehen wird. ... viele Intellektuelle sind gute,
sind mitunter die besten Vorkämpfer der Revolution“.*

Im Rückblick auf diesen Text mit vagen Anleihen bei Lenin und Lukács - und inzwischen selbst in diesem Sinn „liberaler Scheißer“ - ist mir klar, dass ich mein eigenes Dilemma beschrieben habe: Ich fand die Hinwendung zum „Proletariat“ mit all den Aktionen vor den Fabrikatoren unsinnig und aussichtslos und den maoistischen Romantizismus der in Gründung begriffenen „K-Gruppen“ als ebenso verbiestert und tendenziell sektiererisch und selbstmörderisch wie die Gründung der RAF. In dieser Situation kam mir nach der Diplomprüfung und dem Beginn der Lehrtätigkeit die Gründung der SAZ gerade recht - also machte ich mit. -

Parallel zu diesen „Haupt- und Staats-Aktionen“ verliefen viele andere Aktivitäten, die sich im Rückblick zu einem Muster verdichten: Ich lernte die Kinderladen-Bewegung kennen und engagierte mich mit einer Mutter dort eine Zeitlang; ich lernte Johannes Agnoli kennen und bekam Kontakt zu Italien und zu den Italienern als Gastarbeitern in Wolfsburg; ich bekam Kontakt zur Jugend- und Sozialarbeit in Berlin-Reinickendorf und engagierte mich auch dort - es gab also bei weitem nicht nur „Überbau“, sondern auch Alltagspraxis.

Trotz alledem lebte ich nicht nur randständig direkt am S-Bahnhof Wannsee, sondern war auch kaum an einen der Kreise angeschlossen, die sich damals in Westberlin und an der Universität ergeben hatten. Die Student*innen blieben in ihrer Mehrheit „Unorganisierte“, zu denen ich auch gehörte. Ich war „studentenbewegt“, schwamm aber eher am Rand mit. Bis zur späteren Organisation in der GEW vergingen noch gut drei Jahre, bis zur widerwilligen Mitgliedschaft in der SPD (ab 1975) noch sechs Jahre.

Auch das war also ein Weg in die SAZ: Als quasi „basisloser Intellektueller“ mit (klein)bürgerlicher Sozialisation, ein typischer sozialer Aufsteiger der 60er Jahre - auf der Suche. Die SAZ war dann ein Teil des Weges - weniger zum Kollektiv als vielmehr zu einer eigenständigen, im Lauf der Jahre zunehmend selbst definierten Existenz.

Zwischenstufe(n) des Lebens eines jungen Linken am Rand

Vier Umstände fallen mir im Rückblick auf, die einerseits zur SAZ hinführten, andererseits aber auch meine spürbare Randständigkeit immer wieder (re-)produzierten:

- Im Verlauf des Studiums stieß ich immer wieder auf den NS und seine lang anhaltenden Vergiftungs-Wirkungen - immerhin: 1965 waren ja auch erst 20 Jahre seit dem Zwitter zwischen Katastrophe und Befreiung vergangen. Aktionen wie „Unter den Talaren / der Muff von 1000 Jahren“ beeindruckten mich sehr. Durch den ziemlich reißenden Fluss der Ereignisse wurde ich einerseits immer wieder von diesem Thema abgetrieben, kam aber auch immer wieder darauf zurück. Ich wusste allerdings nicht so recht, wo ich es bei all dieser revolutionären Aufgeregtheit einbringen sollte; immerhin lehnte ich den geplanten Lateinamerika-Aufenthalt auch deswegen schließlich ab, weil mir klar wurde, dass ich dort quasi mit „Alt-Nazi-Kolonien“ konfrontiert sein würde (zur Erinnerung: erst in diesen Jahren wurde endlich der „Schlächter von Lyon“ Klaus Barbie in Bolivien gefasst und nach Frankreich zum Prozess

ausgeliefert). Bis heute geht es mir so, dass diese Vergangenheit nicht nur empathische Trauer, sondern auch eine gewaltige Wut auslöst - die sich heute eben gegen die AfD richtet. Damals geriet das Thema aber auch im OSI in den Hintergrund; nach meiner subjektiven Erinnerung wurden die Zahlen der NS-bezogenen Lehrveranstaltungen immer weniger. -

- Das neu aufsteigende Paradigma „Rekonstruktion der politischen Ökonomie“ verschob nicht nur die Geschlechterfrage in die schwachsinnige Rolle eines „Nebenwiderspruchs“. Im Alltag war das ganz anders - bei den Linken im OSI blieb die Frage aber blass und sehr weitgehend unerörtert. Ich erlebte die damit verbundenen Spannungen zwar, verhielt mich dazu aber nur vage als Sympathisant und begriff sehr wenig. Das galt auch für die aufkommende Schwulenbewegung - da half auch nicht, dass wir als Raubdrucke die Schriften von Wilhelm Reich kaufen und lesen konnten. Sie waren eine Vorstufe zu Theweleits „Männerphantasien“, galten aber nur als eine Marotte der „Kommune 1“, die ich nur als ein Kuriosum begriff. Anders verhielt es sich mit Alice Schwarzer und der Kampagne gegen den § 218 - aber richtig habe ich die Tragweite der Fragestellung für mich und weiter auch für die gesamte Linke nicht verstanden, obwohl bereits damals die Reihe der „rowohl sexologie“ erschien, in der auch Dietrich Haenschs Buch über die Familie veröffentlicht wurde. Es war für mich der Einstieg in eine lange, sehr lange Reise zum Verständnis der Beziehungen zwischen Männern und Frauen, vielfach verstolpert, mit vielen, z. T. äußerst peinlichen Irr- und Umwegen geschlagen - und so gut wie nie ein Thema in der SAZ. Ich weiß nicht, wie viele von den Männern außer mir damit auch „randständig“ blieben.
- Der dritte Bereich der Randständigkeit war für mich die Literatur. Ich empfand die SAZ damals als erschreckend kulturlos - da half auch mein gelegentlicher Verweis darauf nicht, dass Marx nicht nur im „Kapital“ immer wieder auf die Literatur und auf - wie wir heute sagen würden - Kulturwissenschaftliches verwies. Dafür nur zwei Mini-Exempel: Ich liebte (und liebe auch heute noch) das Buch von Wu Chêng-Ên über die Reise des chinesischen Mönchs Tripitaka von China nach Indien sehr - es beschreibt alle Abenteuer auch als eine esoterische Reise. Es kann sehr viel dazu beitragen, die Schreibweise Mao Tse-tungs zu verstehen. Damals hat das niemanden interessiert. - Nicht viel anders ging es mir mit Arno Schmidt: Ich konnte zwar erreichen, dass in einer Pause bei einem der ersten Rieseberg-Seminare Frank Dingel und Dietrich Staritz mit mir zu seinem Wohnort in der Lüneburger Heide fahren (Schmidt lebte damals noch), was jedoch völlig resonanzlos blieb. - Ebenso verhielt es sich mit meiner Lektüre etwa von Wieland plus Jan Philipp Reemtsma, Karl-Philipp Moritz oder Fontanes „Stechlin“: In der Zeit, in der selbst manche Literaten den Abschied vom bürgerlichen Roman propagierten, war so etwas komplett „out“.
- Der vierte Punkt, der meine Randständigkeit markierte und verstärkte, war meine Beziehung zu Johannes Agnoli. Aufgrund seiner Polemik „Transformation der Demokratie“ galt er zwar als theoretisches Schwergewicht, entzog sich aber hartnäckig allen möglichen Zuordnungen. Ich fand ihn sehr anregend und war sehr geschmeichelt, als er mich 1969 dazu aufforderte, mit ihm nach Italien zu kommen - mit dem Versprechen, aus mir einen „ordentlichen Sozialisten“ zu machen. In der Folge lernte ich, ihn im Wanderurlaub in den Ostdolomiten (im Cadorre, südlich von Cortina d' Ampezzo bis nach Belluno) begleitend, notgedrungen sehr rasch Italienisch (ich hatte gedacht, man spreche dort deutsch - nix war's!) und verfiel dem Zauber dieses Landes und seiner Kultur geradezu (beinahe) lebenslänglich; außerdem begann ich mit dem Bergsteigen. Es war ein geradezu atemberaubender Unterschied zu der verbissenen deutschen linken Szenerie. Es war zwar sehr schwer möglich, von Agnoli etwas zu lernen, und von meiner braven Zugehörigkeit zur SAZ hielt er nicht viel. Ich verstand im Lauf der paar Jah-

re der engen Beziehung aber viel von der Langzeitwirkung des Faschismus/Nazismus und sah mich bestätigt in der Ablehnung des Dogmatismus und organisatorischer Starre. Außerdem kriegte ich einen Hauch italienischer Lebenslust ab und kaufte mir deshalb wie Agnoli auch den berühmten Alfa Romeo, den Peter Grottian mir heute gern vorhält. Es war ein Schritt heraus aus dem Käfig der protestantischen Lebens-Säuernis, die ich - sie mögen es mir verzeihen! - beispielsweise bei Wolf Wagner und Bodo Zeuner damals vorzufinden glaubte. Gleichzeitig war es auch ein Schritt weiter in die Randständigkeit. -



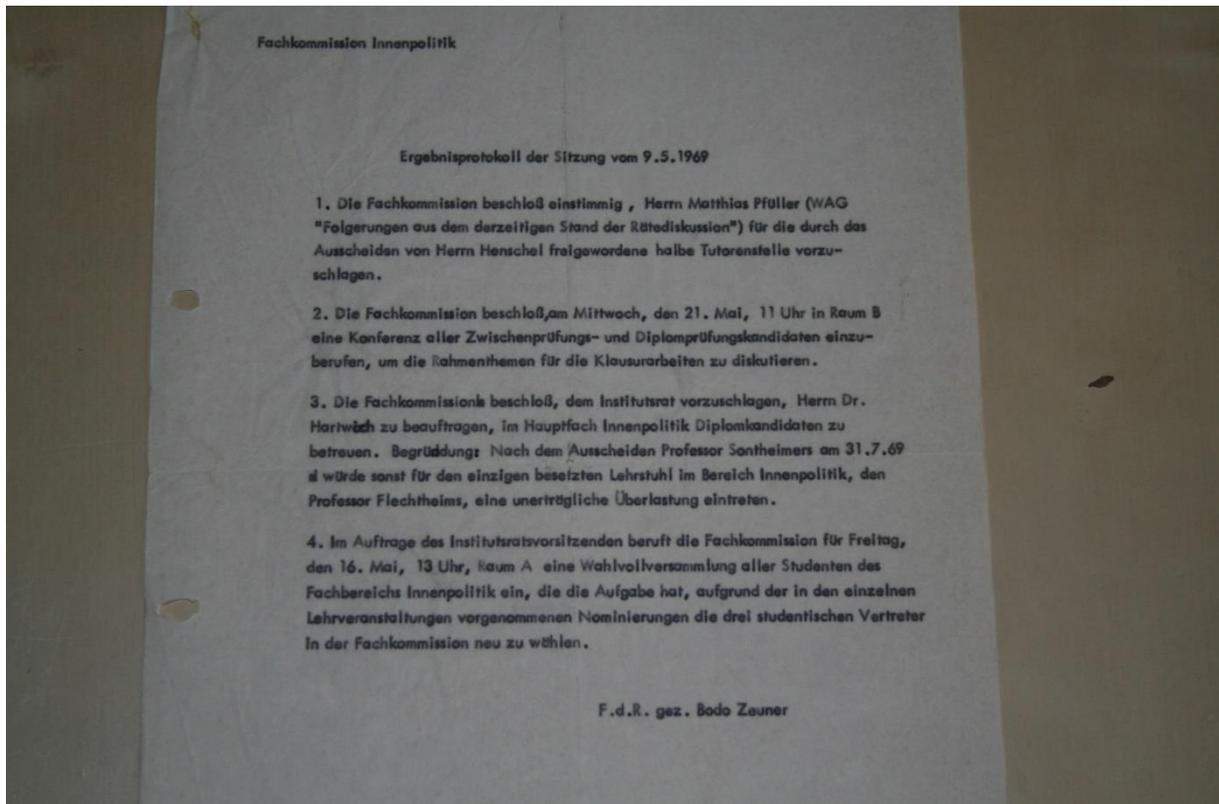
Zur Erheiterung: Hier ist die causa incriminata; ich erinnere mich, dass nicht nur Agnoli, sondern auch „diloeba“ sich so ein Auto angeschafft hatte... (die dritte Person neben Johannes und mir ist ein Schulfreund)

Nur noch einmal zur Vergegenwärtigung der damaligen Zeit: 1969 war ich zum Zeitpunkt der Diplomprüfung noch nicht einmal 24 Jahre alt. Ich bedauerte damals schon, dass die rasende Beschleunigung der Abläufe es extrem schwer machte, mir eine solide Bildung mit der Lektüre der Klassiker anzueignen - Agnoli etwa hatte noch ausgiebig Kant und Hegel gelesen (in der Gefangenschaft in Ägypten am Suezkanal und dann, in Urach nach seiner Entlassung nach Deutschland und vor dem Studium in Tübingen, dann als Assistent in Köln); ich fand bei all den politischen Umtrieben nur knapp und ungenügend die Zeit, mich an Marx und das „Kapital“ heranzuschleichen...

Das Ende der Zwischenstufe und der Weg zum Dozenten

Schon im Semester vor dem Diplom bekam ich die Möglichkeit, als Tutor zu arbeiten. Für mich war das eine Verlegenheitslösung, weil ich nicht wusste, was ich als „Dipl. Pol.“ eigentlich anstellen sollte. Ich wollte in Berlin bleiben und weiter politisch aktiv sein, okay - brauchte aber eine Anstellung, um

den Druck von meinem Vater wegzunehmen, der mir die Annahme eines Stipendiums verweigert hatte (dazu hatte er das Recht, bis ich 21 wurde - damals). Nach dem Ende der Arbeit auf dem Bau kam dafür zunächst nur die Arbeit im OSI in Frage - wenigstens bekam ich, glaube ich, 160,- DM im Monat dafür - gut die Hälfte dessen, was mein Vater mir zahlen konnte. Und dann - - kam Bodo Zeuner, holte mich buchstäblich in Wannsee aus dem Bett und brachte mich zu der Sitzung der FK Innenpolitik am 09. 05. 1969 - - dort wurde beschlossen, dass ich eine halbe Tutorenstelle bekommen würde.



Damit war's passiert:

Der Einstieg in die „Ochsentour“ der Wissenschaftskarriere, die 1985 mit dem Ende der Zeit als Assistenzprofessor abris, eine sehr langjährige Latenzphase als Dozent in der Bildungsarbeit an Heimvolkshochschulen und u. a. als Lehrbeauftragter in Hannover, Oldenburg, Berlin und Lüneburg folgen ließ, um dann, fast genau 10 Jahre später, an der Hochschule Mittweida und deren Außenstelle Roßwein in eine Professur zu münden. Planbar war das alles nicht - im Rückblick bin ich immer noch verblüfft darüber, dass das ex post so etwas wie eine Folgerichtigkeit aufzuweisen scheint.

Wichtig ist im Rückblick vielleicht nicht so sehr, dass ich in diese Biografie nicht „einmarschiert“, sondern hineingestolpert bin. Mir war zweierlei bewusst: Von der ganzen Politischen Ökonomie, die sich als Mainstream durchsetzte, verstand ich so gut wie nichts. Marx' Frühschriften und Engels' „Der Ursprung der Familie“ verstand ich sofort, das „Kapital“ von alleine nicht. Alles andere, was ich wusste und mir erarbeitet hatte, erschien demgegenüber wie ein Haufen Bildungsplunder - bunte Schnipsel, brotlose Künste, mehr nicht. -

Die späteren SAZ-Mitglieder kannte ich zumeist nicht - oder sie erschienen mir als Überflieger, denen gegenüber ich besser die Klappe zu halten hatte: Bodo Zeuner, 4 Jahre älter, residierte für mich ein paar Etagen über mir; Niels Kadritzke, 3 Jahre älter, war schon fast ein Politikommissar; Frank Dingel

studierte noch, war mir aber sympathisch; Johannes Agnoli hätte ich gern als Lehrer gehabt (etwas, wofür er, wie ich's später erlebte, aber auch nicht das geringste Talent hatte) - und die anderen, soweit ich sie kannte, studierten oder tutorierten herum wie ich. Meine engeren Bekanntschaften gehörten nicht dazu. So z. B. Hanna B., mit der ich das Diplomieren absprach und gemeinsam durchzog - erst sie, dann ich -, wurde nach dem Diplom wissenschaftliche Begleitkraft im jugendpolitischen Reformprojekt des Senats in Reinickendorf und zog mich dort mit hinein; Jürgen Hoffmann war längst noch nicht „Herr Prokla“ wie später; Bernhard Blanke blieb für mich eine schwäbische Sphinx und zumeist unansprechbar; Dietrich Haensch war freundlich, aber mit seinem Eisenbahn-Fetisch ziemlich skurril bis bizarr; Dietrich Staritz lernte ich über Flechtheim kennen - der war mir jedoch in Sachen DDR-Wissen so turmhoch überlegen, dass ich mich fast fürchtete; mit Gerhard Armanski und Peter W. Schulze wollte ich nichts zu tun haben (sorry: bis heute nicht!); Richard Stöss hatte ich leider noch nicht kennengelernt; Wolf Wagner war mir fern und irritierte mich gelegentlich; Wolfgang Müller und Renate Damus verstand ich nicht -

kurz: Wie sollte ich da Fuß fassen?

Ich zähle das auf, um zu verdeutlichen, dass es wohl viele Wege in die SAZ gab. Mein Weg war mindestens so sponti-artig wie der von Wolf Wagner. Ich hatte mir nach der Zwischenprüfung ein eigenes Politik-Feld außerhalb des OSI erschlossen, musste mich also erst wieder in dessen Kontext hineinbewegen. Ähnlich wie Wolf fand ich rasch heraus, dass Gremientätigkeit notwendig und sinnvoll war. Ich hätte aber nie gedacht, dass sie mich in meiner Assistentenzeit derart auffressen würde. Gelernt habe ich daraus: *Nie wieder!* Abgesehen von manchen menschlichen Erfahrungen und viel Wissen über Gremien-Mechanismen finde ich, dass es verlorene Lebenszeit war, ist und bleibt. Später, als ich in Sachsen für 2 Jahre Dekan wurde, habe ich entsetzt reagiert, als die Hochschule mich zum Prorektor für Lehre etc. machen wollte, und habe mich dem schroff verweigert. Ich habe mal ausgerechnet, dass ich in der FU in der Assistentenzeit ca. 32 Gremienjahre angehäuft habe (wenn's reicht) - ich erinnere mich, wie ich immer wieder und immer häufiger bei den endlosen Gremiensitzungen aus dem Fenster guckte und dachte: Da draußen ist das Leben - und was machst Du?

Aber das greift Späterem schon vor. Nur: Der RC und sein Vorstand waren auch nicht anders. Meine spätere Mitarbeit in der Redaktion von „Ästhetik und Kommunikation“ auch nicht - und und und...

Ich weiß nicht, ob das ein guter Vorlauf für die Zeit in der SAZ war. Ich wundere mich nicht über Anfälle von Eskapismus, die ich immer wieder hatte. Für *eine* Disziplin war das alles jedenfalls ganz, ganz schlecht: Für das Projekt der „Rekonstruktion der politischen Ökonomie“. Im Endergebnis habe ich wesentlich mehr in den Werken (und Briefbänden, soweit vorhanden) von Lenin, Stalin, Luxemburg und Mao, selbst bei Walter Ulbricht herumgelesen als etwa im 2. und 3. Band des „Kapitals“ - und viel lieber noch in dem dicken, chaotischen Band der „Grundrisse“ - mit dem aber auch wieder nicht so viele zu tun haben wollten (charakteristischerweise erschienen sie ja auch nicht in den MEW-Bänden, sondern separat). Bedingt dadurch fand ich Herbert Marcuse anregender - aber auch den hatte kaum jemand sonst gelesen (eine kleine Miniatur dazu: Wenn ich vom Bau in Konstanz nach Hause kam, las ich Marcuses Kritik am Sowjetkommunismus und unterstrich viel - weil die Hand vom vorherigen Presslufthammerarbeiten so zitterte, nahm ich ein Lineal - es blieb aber nicht so viel hängen, weil ich von der Arbeit kaputt war und dann ja auch mit den Freunden noch ein Bier trinken wollte... - immerhin habe ich mir von ihm „Triebstruktur und Gesellschaft“ signieren lassen, als er im Audimax der FU sprach...).

Kurz: Es war ein unordentliches Leben, aber ich bedaure im Rückblick wenig. Und schon gar nicht die Zeit in der SAZ, die sich anschloss.

Die SAZ - Exoskelett, Stahlkorsett und Lernfeld - 1969 bis 1979



Wohnen und Leben weit draußen am Wannsee 1968 bis 1977 - junger Politologe, selten sicher

Vom „halben Tutor“ bis zum promovierten AssProf - 1969 bis 1976/77

Ich wohnte ganz weit draußen, fast 15 km südwestlich vom OSI, gleich neben dem S-Bahnhof Wannsee in einer verfallenden Villa als Mieter bei einem alten Herrn, der mal bei den Freikorps in Bayern war und sich zu einem mürrischen Anhänger von Willy Brandt gewandelt hatte - zusammen mit vier bis sieben anderen Mietern, alles Studenten & Co sowie zwei Sonderlingen; alles hatte ein bisschen bohèmehafte Züge - und mir gefiel's. Alle anderen SAZ-Mitglieder wohnten viel zentraler; zu Besuch kamen nur manche gelegentlich im Sommer. Ein paar Monate lebte sogar Albrecht Funk dort; so lange wie ich blieb wohl keiner (außer den Sonderlingen).

Der Abstand, so schien mir, war nicht nur räumlich. Ich war ziemlich pflichtbewusst und fehlte fast nie - weder wegen Krankheit noch aus sonstigen Gründen. Mit dem Auto brauchte ich etwa eine halbe Stunde ins Institut (mit S-Bahn und Bus hätte es über eine Stunde gedauert) - aber der Anschluss ins Zentrum, zum RC und zu Demonstrationen war mit der S-Bahn perfekt, auch kaum mehr als eine halbe Stunde. Anfangs gab's noch nicht einmal ein Telefon - als 1968 die ČSSR überfallen wurde, schickten mir Freunde ein Telegramm, ich sollte sofort zum Protest zur tschechoslowakischen Militärmission in der Podbielskiallee in Dahlem kommen...

Der alte Herr und die Sonderlinge sind schon lange tot. Die Villa ist grundsaniert und renoviert. Ich träume aber noch oft von dem alten Gemäuer, das das Gehäuse für meine Lernprozesse war - mindestens zu gleichen Teilen wie das OSI und die SAZ.

Die erste Phase - von der Gründung bis etwa 1975

Jeweils etwa zur Hälfte beschäftigte mich die Lehre, die andere Hälfte die Politik, und zwar sowohl allgemein wie auch institutsbezogen.

Nach den Jahren im Republikanischen Club erschien es mir selbstverständlich, mich auch im OSI zu organisieren. Das galt umso mehr, als der RC zusehends verfiel und nicht nur die Wende zu den „Partei Gründungen“ begann - einige wenige, wie etwa Peter Soergel, wechselten wirklich in die Fabrik (er wurde später Betriebsrat in Bremen). Wesentlich einschneidender war dagegen, was wir anfangs wohl kaum in allen Konsequenzen überblickten: Die RAF begründete sich und überschattete mit ihrem Wahnsinn diese ganzen Jahre bis mindestens 1977. Parallel dazu begründeten sich die maoistischen Gruppen und späteren „Parteien“ - beides zwang alle, die Individuen wie auch die SAZ, zu Abgrenzungen und eigenen Definitionen. Da das alles in die Lehrveranstaltungen hinein wirkte, hatten wir uns auch mit den Student*innen auseinanderzusetzen (zu denen damals, Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre auch Götz Aly gehörte, der heute nur noch darüber herumzertert). Dazu kam noch der Konflikt um das Institut, dann den Fachbereich selbst und den „marxistischen Studiengang“.

Mir war schon 1968/69 klar geworden, dass ich als noch so junges Individuum einen Rahmen brauchte, um in diesem Ambiente überhaupt bestehen zu können. Im RC war's der Vorstand und die Arbeit am RC-Bulletin; im OSI wurde es die SAZ. Da ich bei allen diesen Rekonstruktionsdiskussionen nicht mithalten konnte, blieben die „Mühen der Ebene“: Ich übernahm Aufgaben/Funktionen in der Gremienarbeit und ließ mich davon weitgehend aufsaugen: Die Fachkommissionen, dann die Direktorien der WE's, der Fachbereichsrat, einige Zeit danach auch der Akademische Senat und das Konzil, dazu die Fachgruppe Hochschulen der GEW, später der „Bund demokratischer Wissenschaftler (BdWi)“, zuerst im Vorstand in Berlin, dann im Bundesvorstand - und dazu die diversen Kommissionen, Ausschüsse usw. z. B. zur Reform der Facharztausbildung an den Kliniken der FU - da konnte und wollte keiner mit mir konkurrieren, und ich hatte ein Alibi (Wolf Wagner arbeitete in der Ausbildungskommission, war also viel näher an der zentralen Fragestellung der Politischen Ökonomie und ihrer Relevanz für unseren „Studienplan“ - wir kamen uns also auch nicht ins Gehege).

Im Rückblick frage ich mich, ob alle diese Anstrengungen die Lebens- und Arbeitszeit wert waren. Ich kann kaum „nein“ dazu sagen, hatte damals aber schon den Wunsch, auch etwas anderes zu machen. Schließlich hatten wir ja den Anspruch, nicht nur theoretisch zu arbeiten, sondern auch praktisch - was auch immer das sein sollte.

Beeinflusst von Johannes Agnoli fuhr ich zunächst mit ihm nach Wolfsburg; wir versuchten, die unabhängige italienische Arbeiterbewegung unter den Arbeitsmigranten zu propagieren. Das fühlte sich verdammt gut an, endete aber bald sehr abrupt: VW geriet in die Krise, und unsere „Massenbasis“ wurde schlicht gekündigt und verschwand für längere Zeit aus Wolfsburg. Ich folgte also dem Wunsch einer Mit-Diplomandin, in die Jugendarbeit in Reinickendorf in einem Modellversuch des Berliner Senats einzusteigen - es war tatsächlich proletarische Jugendarbeit im Jugendzentrum „Prisma“ (später schrieb ich sogar meine Dissertation darüber). Auch hier war weit und breit niemand vom OSI zu sehen, dafür eher studentisch-akademische Radikale aus der damals noch existierenden PH, die uns das Leben schwer machten (z. B. bei der Auseinandersetzung mit dem damals

mächtig einsetzenden Drogenproblem). [Die ganze Wut darüber ließ ich erst später raus: 1983 in einem Band „Modelle sozialpädagogischer Theoriebildung“ mit dem unverdächtig betitelten Aufsatz „Theorieansätze einer sich kritisch verstehenden Sozialpädagogik“, über 30 eng bedruckte Seiten lang mit nahezu 100 hochwissenschaftlichen Anmerkungen - vermutlich hat das Ganze nie jemand gelesen, auch die Angegriffenen nicht.] - Aber *immerhin*: *Ich hatte mein Praxisfeld*. -

Die ganzen Diskussionen über die „Rekonstruktion“ hatten für mich noch eine zusätzliche Schwierigkeit: Ich beschäftigte mich nicht nur historisch mit den Räten/Sowjets etc., sondern hatte mit dieser Frage auch aktuell etwas zu tun, da ich mir die DDR als Arbeitsgebiet ausgesucht hatte und dazu auch fleißig Lehrveranstaltungen machte - immer im Schatten von Dietrich Staritz (wohl weil er dabei war, berichtete zweimal sogar der „Spiegel“ darüber; ich kam dabei nicht besonders gut weg), der immerhin in dieser Zeit an seiner damals konkurrenzlosen DDR-Geschichte arbeitete: „Sozialismus in einem halben Lande“ (erschien 1976 bei Wagenbach). Das Problem bestand darin: Eine gründliche Auseinandersetzung mit der DDR in Theorie und Realität fehlte. Wie lang der „Ableitungsweg“ von der Theorie zur konkreten Kritik sein musste, zeigte ein ganzes Heft des „Kursbuchs“ (Nr. 23), in dem ein maoistisches Kollektiv um „Philipp Neumann“ den ganzen Revisionismus der DDR zu vernichten versuchte. So umfangreich es war, so polemisch war es auch und ziemlich unergiebig (später kam 1972 quasi als Korrektur das „Kursbuch 30“ dazu mit dem bezeichnenden Titel „Der Sozialismus als Staatsmacht: Ein Dilemma und fünf Berichte“, darunter einer von Bernd Rabehl über die DDR).

Ich verfiel 1969/70 auf die Idee, meine Diplomarbeit über „Räte als Modell demokratischer Beteiligung“ mit einer konkreten Untersuchung der damals groß propagierten „Kollektive der sozialistischen Arbeit“ in den Betrieben fortzusetzen - und zwar im Bezirk Karl-Marx-Stadt in der Textilindustrie, weil dort viele Verwandte arbeiteten. Gut zehn Jahre später wäre so etwas denkbar gewesen - 1970 war es Traumtänzeri. Sie brachte mir bei meinen Versuchen, in Karl-Marx-Stadt Kontakte anzuknüpfen, nur den Kontakt mit der Stasi ein - ich ließ das auslaufen. Da es einige Implikationen hatte, die ich nicht ahnte, wurde es zu einem Thema, das einen kurzen Exkurs wert ist. -

Parallel zu all dem verlief das sonstige politische Leben, an dem wir uns natürlich beteiligten. Ich erinnere nur an die allfälligen Demonstrationen zum 1. Mai und die Erschütterungen durch die RAF, die auch uns streiften - so zum Beispiel 1974 anlässlich des Attentats auf den Kammergerichtspräsidenten Drenkmann und, zeitlich fast parallel, der Hungerstreik von Holger Meins, der im November 1974 starb. Wir griffen eine Anregung von Ossip Flechtheim auf, machten auch einen Hungerstreik, für den wir das Institut besetzten - bei der Gelegenheit übernachtete auch ich mal dort als Fachbereichsratsmitglied; die anschließende große Demonstration wurde von Frank Dingel angemeldet, und wir bibberten bis zum Schluss, ob wohl alles friedlich bleiben würde - es war so, und wir waren sehr erleichtert, als die Demonstrant*innen nach Franks Schlussansage auch wirklich nach Hause gingen...

Im Rückblick vermischt sich das alles in meinem Gedächtnis zu einer Art überlangem Erinnerungsfilm, dessen Szenen ich teils mühsam rekonstruieren muss. Wie die Beschreibung vielleicht schon bis hierhin zeigt, hatte ich reichlich zu tun. Beladen, geradezu beschwert war das Ganze mit der Anforderung, noch rechtzeitig vor Vertragsende eine Dissertation zu schreiben, um vielleicht in der Laufbahn noch einen Schritt weiter zu kommen. Lange Zeit wusste ich nicht, was ich da eigentlich schreiben sollte, da meine Ideen und Interessen nicht umsetzbar waren (und sich zudem immer mehr auf ein Feld verlagerten, das man heute als „Kulturwissenschaften“ eher vage benennen würde; das OSI war dafür der gänzlich falsche Rahmen, und die SAZ interessierte sich dafür ohnehin nicht).

So kam es schließlich, dass ich das alles eher unter pragmatischem Aspekt sah und mir die um 1974 beendete Arbeit mit den Jugendlichen in Reinickendorf herausgriff, um die sozialdemokratische Jugendpolitik, die eine Zeitlang als sehr fortschrittlich und zentral gegolten hatte, als Reformpolitik zu dekonstruieren und zu rekonstruieren. Begeistert war ich davon nicht - aber es war etwas Praktisches und verlangte nur begrenzte „Ableitungsarbeit“, die ich gerade noch so eben schaffen konnte. Ich begann, den Wissenschaftsfetisch zu hassen, arbeitete auf den letzten Drücker wie ein Verrückter, schaffte es auch, verlor dabei aber auch fast 30 kg an Gewicht, sah zunehmend sorgenvoll aus - nutzte aber auch erfolgreich die Chance, bei Wolf-Dieter Narr und Dietrich Haensch zu promovieren. Dass mir das 20 Jahre später auch zu einer Professur verhelfen würde, ahnte ich damals nicht im mindesten.



Links: SAZ-Mitglieder auf einer Mai-Demonstration (1972?) - Rechts: Eher skeptisch um 1975

Mini-Exkurs: Staritz, Stasi und DDR

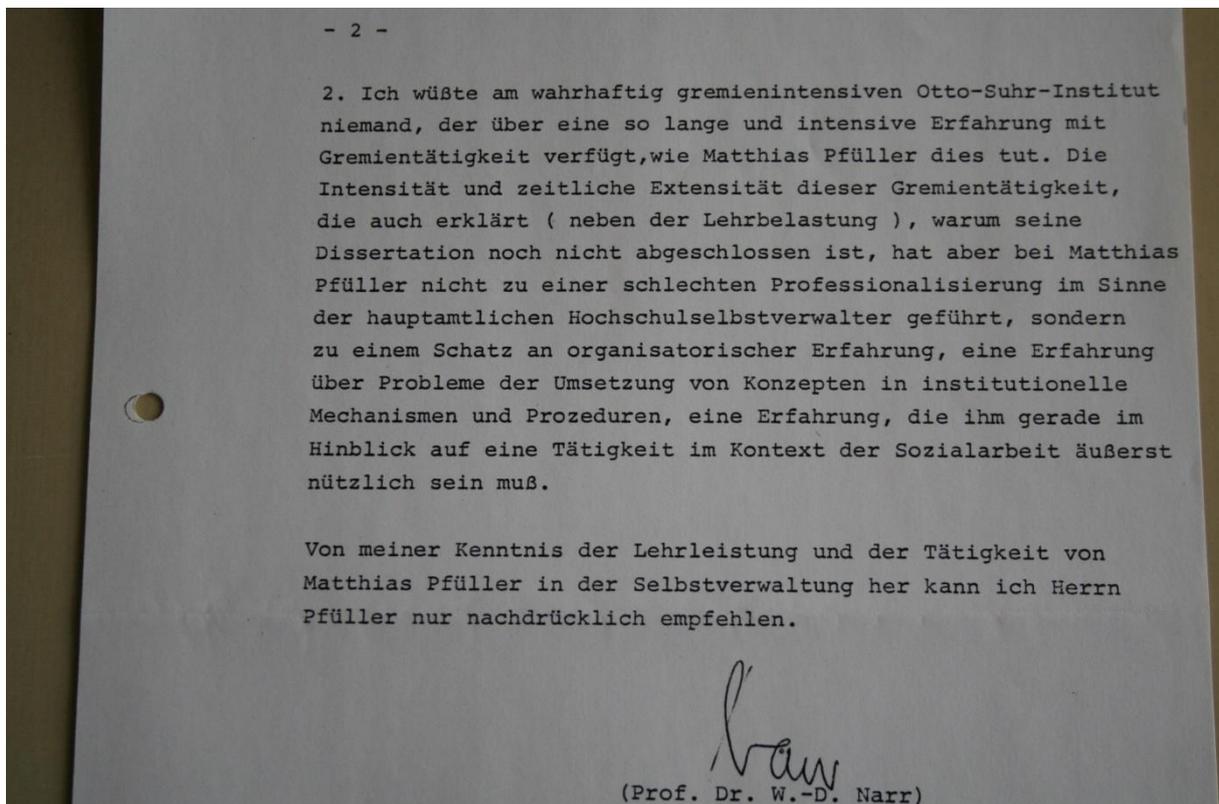
Wie berichtet, hatte ich vor, über das zu promovieren, was ich in der DDR zu beobachten glaubte. Alle „DDR-Forscher“ waren sich immer der Unsicherheit bewusst, dass die von der DDR veröffentlichten Daten (wie z. B. im Statistischen Jahrbuch der DDR) nur mit Vorsicht zu genießen waren; niemand wusste Genaueres; das mühsame „Lesen zwischen den Zeilen“ glich einer umstands- und systembedingten Legasthenie mit teils astrologischen Zügen. Vor allem: Wir wussten nichts über oppositionelle Gruppen, Kreise oder Personen in der DDR, konnten die (vor allem evangelische) Kirche nicht richtig einordnen - und oft genug war der Blick in Abwehr des antikommunistischen Furors der Rechten selber getrübt. - Ich ging also, weil mir sonst keiner helfen oder etwas empfehlen konnte, zum Besucherdienst des Stadtbezirks Süd in Karl-Marx-Stadt und fragte nach, was ich tun könne. Zu meiner Überraschung erschien ein großes schwarzes Auto, man nahm zu zweit mich mit in die Stadt ins In-

terhotel „Moskau“ und fragte mich aus. Ein konkretes Ergebnis gab es nicht. Bei einer weiteren Besuchsreise wenig später wurde ich nach einigem Hin und Her auf jemanden vom Zentralrat der FDJ in Berlin verwiesen, der mir weiterhelfen sollte. Mir wurde immer klarer, dass ich bei der Stasi gelandet war. Die arbeitete ihre Routinen ab, ich wurde immer frustrierter und brach irgendwann Ende 1973 die Kontakte ab. - Als ich in Schwerin 20 Jahre später feststellen wollte, ob es da etwas an Stasi-Material gab, weil ich vorhatte, im Gedenkstättenbereich zu arbeiten, stellte ich einen Antrag - und war überrascht, dass es tatsächlich eine Akte über mich gab, die die Stasi von 1970 bis 1974 geführt hatte und die dokumentierte, dass man mich zu einem IM-Vorlauf machen wollte. Dazu hatte man in Westberlin etwa 5 IMs um mich herum aktiviert. Was mich sehr überraschte: Einer dieser IM war Dietrich Staritz. - Die Akte schloss mit zwei Folgerungen: (a) aus dem Pfüller kann kein IM werden, er ist dazu völlig ungeeignet; (b) von ihm geht keine Gefahr für die DDR aus, er kann also weiter einreisen. Im Rückblick bin ich mit all dem ganz zufrieden, umso mehr, als meine Familie in keiner Weise in die Vorgänge eingebunden war. -

In dieser ganzen Zeit spielten Richard Stöss, Staritz und ich ziemlich regelmäßig Karten und amüsierten uns. Ich habe Dietrich Staritz etwa 1997 noch einmal getroffen; er hat die Fakten bestätigt; mehr ergab sich nicht - was auch... - ? Ich habe ihn nicht gefragt, über wen er sonst noch berichtet hat; ich mochte nicht, und er tat mir „irgendwie“ leid.

Zwischenbilanz nach der Promotion

Ich hatte die Promotion sehr weit hinausgeschoben. Zur Verlängerung meiner längst abgelaufenen Assistentenzeit hatte ich immer wieder beantragt, Vertragsverlängerungen als „Gremienrabatt“ zu bekommen. Dazu gab es im Lauf der Zeit mehrere Gutachten, die das befürworteten. Ich bringe ein Zitat aus dem zeitlich wohl letzten Gutachten, das Wolf-Dieter Narr 1976 schrieb - und weiß im Rückblick nicht, wie sehr ich mich dafür eigentlich genießen muss:



Da hatte ich's also schwarz auf weiß, was mir in der SAZ wohl einen gewissen Schutzraum verschaffte. Die Erfahrungen, möchte ich annehmen, hätte ich ohne weiteres auch mit der Hälfte des Aufwands sammeln können. Im Rückblick bin ich nur froh, dass diese Gremienarbeits-Exzesse nicht alles überdeckt und weggefressen haben.

Neben anderen Erfahrungen - wie z. B. das umfangreiche Kennenlernen Italiens, wenn auch eher als Tourist mit Sprachkenntnissen - beziehe ich das vor allem auf die Lehre. Ich glaube, ich habe da einiges dazugelernt. Das Elend war damals, dass wir so gut wie keine Ahnung von (Fach-) Didaktik hatten, da sie nie gelehrt wurde und auch niemand besondere Bemühungen in dieser Angelegenheit auf uns verschwendet hatte. Ein extremes Beispiel war für mich Helmut Fleischer, der damals am Osteuropa-Institut arbeitete. Ich hatte seine tolle Arbeit „Marxismus und Geschichte“ (edition suhrkamp 1969) gelesen und war vollauf begeistert. Wir kamen überein, eine gemeinsame Lehrveranstaltung zu machen - sie war eine einzige didaktische Katastrophe. Was im Buch alles glasklar, folgerichtig und beeindruckend war, konnte er in der Lehre so nicht wiederholen - es war eine Qual... Ich nahm mir vor, mich um Didaktik zu kümmern, wenn ich die Assistenzprofessur bekäme; das habe ich dann später nach vielen Gesprächen mit Wolf Wagner umgesetzt und auch in der Professur nach 1996 beibehalten. In der SAZ war das trotz Wolfs „Uni-Angst und Uni-Bluff“ kein besonderes Thema; das musste dann erst später anderswo umgesetzt werden.

Immerhin habe ich dann sehr spät auch meinerseits die notwendige Pflichtübung absolviert: Frank Dingel richtete (etwa 1973/74) einen „Kapital“-Arbeitskreis ein, der außerhalb der Uni mit einem sehr gemischten Publikum stattfand. Ich erinnere mich nicht mehr an alles - aber wir gaben uns gut zwei Jahre lang ziemlich viel Mühe. Da ich mich im Grundstudium schon mal mit den Themen in der VWL beschäftigt hatte, übernahm ich die Kapitel zu „Ware“ und „Geld“, strampelte mich sehr ab und begriff einiges. Über den ersten Band kam die Gruppe aber nicht hinaus (und ich auch nicht). Ich hatte nicht Wolf Wagners Ehrgeiz in Sachen Profitrate und Verelendung oder den von Richard Stöß, der lange und hart an einer Ableitung der Parteien arbeitete. Das war aber weniger mein Problem als vielmehr die Tatsache, dass meine Themen demgegenüber, gesehen durch die SAZ-Brille, eher nebensächlich erschienen. Ich wollte etwas über den Wahnsinn der bürgerlichen Gesellschaft herausfinden, der in Deutschland zur NS-Katastrophe geführt hatte, und begann, mich mit ihren Lebens-, Arbeits- und Kulturformen zu beschäftigen - beginnend mit der Aufklärung. Dabei lernte ich die angloamerikanische, französische und italienische Sozialgeschichts-Forschung kennen und freute mich sehr: Es begannen sich Knoten in meinem Kopf zuerst darzustellen, dann langsam zu lösen. Leider gab es kaum Gesprächspartner*innen dafür; ich resignierte, ging meinen eigenen Weg und las Unmengen interessanter Bücher, die wieder nach dem aussahen, was es am Anfang des Studiums schon zu sein schien: Ein glitzernder Haufen von Produkten brotloser Künste (unter dem bezeichnenden Titel „Faktoren einer Konstitution des Subjekts in der vorbürgerlichen und bürgerlichen Gesellschaft - Beitrag zu einer `Politologie des Subjekts´“ erschien mein Text 1989 in einem eigentlich recht interessanten Bändchen, herausgegeben von Uli Albrecht, Elmar Altvater und Ekkehart Krippendorff: „Was heißt und zu welchem Ende betreiben wir Politikwissenschaft? Kritik und Selbstkritik aus dem Berliner Otto-Suhr-Institut“. Ziemlich zeitgleich kam es zur friedlichen Revolution in der DDR; unter diesem Tsunami verschwand das Bändchen; für mich war es auch der Endpunkt meiner ersten akademischen Laufbahn - aber dazu später mehr). -

Manchen schien es entfernt ähnlich zu gehen. Dem sah ich etwas hilflos zu - sozial reichlich inkompetent. Besonders in Erinnerung ist mir, wie Eberhard Wesche uns zu einer eingehenden Diskussion der Grund- und Menschenrechte bewegen wollte - wir sind ihm da nicht sehr weit entgegengekommen. Für meine damalige Begriffsstutzigkeit und Wortlosigkeit muss ich mich bei ihm entschuldigen. Das gilt auch für Peter Jahn: Mir war zwar klar, was er tat und wollte - es schien mir aber bemerkenswert weit weg von dem zu sein, was mich interessierte. Wenn ich gewusst hätte, dass ich mich nach 1990 beispielsweise zunehmend intensiv mit sowjetischen Soldatengräbern in Mecklenburg-Vorpommern auseinandersetzen würde, hätte ich ihm mehr zugehört und mit ihm diskutiert. Bei ihm habe ich mich also ebenso zu entschuldigen. -

Die Defizite *meiner* ersten Phase in der SAZ liegen auf der Hand. Einerseits hat sie mich geschützt und protegiert; andererseits habe ich versucht, mit der Gremienarbeit meine entsprechenden Verpflichtungen abzuarbeiten - die SAZ-Genoss*innen und ich sind uns wohl nichts schuldig. Aber „bei Gott und allen Heiligen“: Wir waren zwar zweifellos mit dem Alo-Fonds ein solidarischer Haufen, aber intern eine Horde bürgerlicher Intellektueller, die sehr gegen ihre Klassenlage und -mentalität anstrampelten, aber nicht so recht vom Fleck kamen... - Es waren aber keineswegs nur unsere zeitbedingten Subjektivismen. Im Unterschied, teils wohl auch im Gegensatz zu Peter Grottian möchte ich ex post urteilen: Mitte der 70er Jahre war der antireformerische Roll back der bundesdeutschen Hochschulpolitik mit dem Hochschulrahmengesetz schon so gut wie am Ziel; im OSI bedeutete das: Man konnte uns aussitzen. Gremienmehrheiten hatten wir nur noch in Ausnahmefällen. Daher entwickelte sich meine „zweite OSI-Amtszeit“ als AssProf deutlich verschieden von der ersten.

Mini-Exkurs: Italien

Nach der Entfremdung von Johannes Agnoli merkte ich zunehmend, dass mich Italien als Gegensatz zu Deutschland weiter faszinierte - wenn man so will: Die individuelle Teilnahme an der jahrhundertelangen „Italien-Sehnsucht“ deutscher Künstler*innen und Intellektuellen. Ich machte lange Erkundungsreisen - nicht nur in die Toscana, bevor sie zum Mekka der „Toskana-Fraktion“ wurde, sondern auch beispielsweise nach Sardinien, Rom, Neapel, Stromboli und Apulien. Diese Begeisterung vermittelte ich auch an einige SAZ-Genoss*innen - was mich bis heute freut.



Einer der ersten, die ich zum Mitkommen überredete, war Richard (warum ich da so erstaunlich hochnäsiger gucke, weiß ich nicht mehr - vielleicht war's die Sonne, oder es roch gut nach Essen...)



... einige Jahre später waren Elmar Altvater und Frank Dingel (kurz vor der Geburt seiner Tochter) in der Toskana dabei: In Monteriggioni - in der Nähe von Siena, das Städtchen erwähnt schon Dante - vor einem guten Restaurant beim Warten auf einen Tisch

Ein Höhepunkt in politisch-kultureller Hinsicht war für mich, dass ich an einem Kongress teilnehmen konnte, den der berühmte Ex-Partisan und Senator auf Lebenszeit Lelio Basso 1975 in Florenz organisierte. Es war weniger die Thematik als vielmehr die Begegnung mit sehr vielen Sozialist*innen aus der Emigration der 30er Jahre (Paul Mattick) und beispielsweise aus Nord- und Ost-Europa. Dabei wurde mir auch bewusst, in wie hohem Maß die bundesdeutsche Szenerie provinziell war (dankenswerterweise hat der Wagenbach-Verlag vieles versucht, um gerade Impulse aus Italien nach Deutschland zu importieren). Noch provinzieller und verkrampfter waren die Teilnehmer*innen aus der DDR: Sie isolierten sich - im Gegensatz etwa zu den Jugoslaw*innen - völlig von allen anderen, mehr noch als diejenigen aus der Sowjetunion. -

In der Folgezeit lernte ich nicht nur die politische Kultur ein bisschen besser kennen, sondern auch die Kultur der Renaissance und die der Folgezeiten; dazu gehörte dann der Faschismus und die Resistenza (auch in ihrer Ambivalenz). Leider gab es keine Möglichkeit für mich, noch tiefer „einzutauchen“, wie es damals Gisela Wenzel und später Otto Kallscheuer getan haben; als Relativierung gegenüber den Verengungen der deutschen linken Szenerie reichte es aber. Das bedeutet nicht, dass ich „Italien verstanden“ hätte - ich weiß bis heute nicht, ob das überhaupt möglich ist angesichts eines Landes, das so extrem vielfältig und in sich gespalten ist - viel, viel mehr als Deutschland.

Wichtig war das Kennenlernen des historisch-kulturellen Moments des Mediterranen - es „impft“ zuverlässig gegen allzu Deutsch-Teutonisches, auch in politischer Hinsicht. Inzwischen habe ich mich jedoch für Spanien begeistert - vielleicht lässt sich das noch vertiefen. In beiden Fällen sind die Analogien zu Deutschland unübersehbar; das Mediterrane wird durch den Blick auf den Atlantik ergänzt - und ich kann an meine Faszination von der Antike anschließen (und durch Momente des Bauhauses und der klassischen Moderne ergänzen). Ganz abgesehen davon: Der Blick auf den Sozialismus blieb in Italien erhalten, hat sich aber ziemlich durchdifferenziert. Dieses Italien gibt es heute offenkundig nicht mehr - was die Anti-Korruptions-Bewegung korrigiert hat, wurde dann durch Berlusconi abgeräumt. Ich hoffe sehr, dass der Widerstand gegen Salvini in der Gegenwart nicht nur eine „Eintagsfliege“ bleibt...

Zwischenphase: Von der Promotion 1976/77 bis zum Amtsantritt als Assistenzprofessor 1978

Im Februar 1976 endete meine Zeit in Wannsee, weil das Haus verkauft wurde - und im Herbst dieses Jahres auch die aktive Zeit als Assistent und Gremienarbeiter. Ich zog zu Bodo Zeuner nach Kreuzberg, gleich um die Ecke vom Platz der Luftbrücke und dem Flughafen Tempelhof, aber auch in unmittelbarer Nähe des Kreuzbergs, zu dem ich häufig hinspazierte, um etwas Abwechslung zu haben: So komfortabel die Wohnung in der Dudenstraße 15 im Vergleich zum Sandwerder 1 am Wannsee auch war - so dunkel und „bergwerksartig“ erschien sie mir. Wenn ich aus meinem Zimmer den Himmel sehen wollte, musste ich mich fast aus dem Fenster hinauslehnen (wir wohnten im Hochparterre); der Hinterhof war eng und grau in grau und voller „blöder“ Tauben. Es blieb nur die Arbeit an der Dissertation und hin und wieder ein Ausflug anderswohin. -

Bodo Zeuner und ich waren allerdings im Ergebnis eine sehr erfolgreiche Wohngemeinschaft: Er arbeitete an seiner Habilitation, ich an der Dissertation, er wurde dann Professor und ich Assistenzprofessor. In den zwei Jahren vom März 1976 bis zum Mai 1978 veränderten sich meine Blickpunkte, Perspektiven und Präferenzen ganz erheblich:

- Ich wusste nun, dass ich in der Lehre bleiben wollte - die Arbeit mit den Student*innen machte mir Spaß, ich hatte den Eindruck, dass meine Lehrveranstaltungen ihnen auch etwas brachten. Allerdings merkte ich auch: Die Art der Lehre musste sich gründlich verändern und viel, viel weiter auf sie zugehen. Ich wollte ihnen gern die Angst und die Befremdung nehmen, unter denen ich zu Beginn meines Studiums gelitten hatte, und ihnen zu einem Studium verhelfen, das nicht so sehr von verbissener Anstrengung und Isolation beherrscht war.
- Ich machte mir endgültig klar, dass ich mit der politischen Ökonomie keine Freundschaft schließen würde. Erfreulicherweise bestand „der Marxismus“ nicht nur daraus; es gab noch den dialektischen und den historischen Materialismus - und mich interessierte der letztere sehr, vor allem die Frage, ob es so etwas wie eine „historische Gesetzmäßigkeit“ des Fortschreitens vom Kapitalismus über den Sozialismus zum Kommunismus (eine entsprechende Serie von Revolutionen eingeschlossen) tatsächlich geben könne. Ich war sehr zufrieden, dass ich mit Hilfe von Helmut Fleischer feststellen konnte, dass Marx und Engels zwar die Metapher „Gesetz“ verwendeten, aber nicht in einem strikten Sinn. Das entfernte mich in der Konsequenz von der Hauptlinie der SAZ-Genoss*innen doch ganz erheblich.
- Neben der Beschäftigung mit der DDR (und notgedrungen auch mit der Sowjetunion und ihrem System) ging es mir immer auch um die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Während die Novemberrevolution in Deutschland noch halbwegs in ein marxistisches Schema passte, war der Faschismus bzw. NS schwer zu erklären. Die Oktoberrevolution in Russland passte ebenso in kein Schema (bekanntlich hat sich auch Rudi Dutschke 1974 mit seinem inzwischen wohl etwas vergessenen Text „Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen (...)“ sehr an dieser Frage abgearbeitet). Und die DDR schließlich war eine geschichtliche Sonderformation, die sie, soweit ich das im Rückblick beurteilen kann, wohl selbst nicht so ganz verstand (und deswegen auch ruinierte) - ich empfehle als absolut bizarres Beispiel für die von oben aufgezwungene Interpretation dieser insgesamt durchaus aufregenden historischen Phase nicht nur Wolfgang Leonhard, sondern auch Walter Ulbricht: „Die Entwicklung des deutschen volksdemokratischen Staates 1945 - 1958“ - das Buch ist in einem skurrilen Sinn geradezu atemberaubend verlogen und spätstalinistisch-pervers...
- Mein Fachgebiet Jugend- und Sozialpolitik brachte mich in Berlin (und später erst recht in Hannover) in den Kontakt zu sehr realen sozialen und kulturellen Prozessen. Das Klebeetikett „proletarische Jugendarbeit“ war dafür nicht einmal so falsch - zumindest in Reinickendorf nicht - , aber mit „Klassenkampf“ hatte das wenig zu tun. So wusste ich beispielsweise nicht so recht, wo und wie ich das damals rapide anwachsende Problem des Drogenkonsums einordnen sollte (für mich selbst war es keins: Ich konnte Haschisch nichts abgewinnen, hatte Angst vor so etwas wie LSD und fand Heroin katastrophal, weil ich mitbekam, wohin es führte; Kokain war damals noch nicht aktuell - also blieb's beim vertrauten Alkohol).
- In der Folge verlagerte sich meine Aktivität von der Gremienarbeit weg - hin zu Fragen der Didaktik/Lehre und zu soziokulturellen Problemen - parallel dazu arbeitete Wolf Wagner daran und veröffentlichte 1977 seinen Klassiker „Uni-Angst und Uni-Bluff“. - Um mir einen Diskussionsraum zu verschaffen, näherte ich mich der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ an und trat schließlich für eine kurze Zeit sogar in deren Redaktion ein. Damit konnte ich auch dem Druck ausweichen, in der „Hauszeitschrift“ der SAZ mitzuarbeiten: Bei den „Problemen des Klassenkampfes“, bei denen ich meine Interessen und Fragen fast nie entdecken konnte (mit dem einige Zeit darauf erscheinenden „Leviathan“ konnte ich wenig anfangen - er war mir wieder „eine Etage zu hoch“ und erschien nicht anziehend - anders als im Fall der „Prokla“ hat mich aber auch niemand gefragt, ob ich etwas beitragen wollte).

Daneben gab es natürlich weiter die politischen Konflikte und Krisen, die die DDR und die BRD trafen. In der DDR war es im Herbst 1976 die Ausbürgerung Wolf Biermanns, die bei den Intellektuellen und in der Soziokultur zumindest ein mittleres Erdbeben auslöste - und in der BRD nur auf bornierte Selbstzufriedenheit stieß. Die BRD dagegen war von den Aktionen der RAF geplagt, die 1977 bekanntlich ihren Höhepunkt erreichten. Von den Überreaktionen war ich letztlich auch betroffen.

Der erste wichtige Punkt war - noch vor dem „deutschen Herbst“ 1977 - die sogenannte „Mescalero-Affäre“, die die Universitäten wohl mehr durchrüttelte als die weitere Öffentlichkeit. Die CDU (und besonders der RCDS) wollte partout nicht verstehen, dass die Schrift dieses angeblichen „Stadtindianers/Stadtguerrilleros“ ein wichtiger Schritt war, den Nimbus der RAF aufzulösen und sich konsequent von ihr zu distanzieren. Einige Professor*innen protestierten und versuchten, das der Öffentlichkeit klarzumachen, indem sie den Text, der quasi schon verboten war, erst recht publizierten - dafür wurden sie dann vielfach verklagt. Ich wollte mich ihrem Protest anschließen - wurde aber sozusagen dazu „nicht zugelassen“: Elmar Altvater erklärte mir, ich sei in der kritischen Phase der Bewerbung um eine Stelle, und das könne mir gefährlich werden; daher wollten mich die Professoren nicht in ihre Liste aufnehmen.

Wenig später zeigte sich, dass sie durchaus recht hatten: Ich bekam die Stelle zwar, wurde aber dennoch routinemäßig dem Überprüfungsverfahren auf Verfassungstreue unterzogen - und erst einmal nicht bestätigt, da es angeblich Anhaltspunkte für einen Verdacht auf Radikalität gab; es drohte also ein Berufsverbot - der zweite wichtige Punkt. Nach etwa einem halben Jahr Unklarheit - niemand sagte mir, um welche Vorwürfe es sich handelte - , drohte ich mit einer Klage auf Einstellung. In Berlin gab es damals eine parlamentarische Instanz, die solche Vorgänge überprüfen konnte; ich hatte Glück - man entlastete mich, und einen Tag vor Weihnachten 1977 bekam ich grünes Licht für meinen Amtsantritt als Assistenzprofessor. Soweit ich etwas über die Vorwürfe erfuhr, wurde deutlich, wie schlampig der Verfassungsschutz gearbeitet hatte: Von fünf Vorwürfen trafen drei nicht zu, weil man mich mit jemand anderem verwechselt hatte (ich weiß nicht, mit wem), und zwei weitere Vorwürfe waren unerheblich; sie bezogen sich vermutlich auf zwei Ermittlungsverfahren, die in der ersten Hälfte der 70er Jahre gegen mich eingeleitet worden waren, dann aber wegen Belanglosigkeit eingestellt wurden. Dennoch blieb die ganze Sache nebulös: Ich habe zu keiner Zeit irgendeine schriftliche Auskunft über Einzelheiten erhalten. Ich habe damals nicht darauf bestanden und die Sache nicht weiter verfolgt, weil ich es für aussichtslos hielt, irgendetwas aus der Grauzone Verfassungsschutz in Erfahrung zu bringen; damit war ich schon 1968/69 bei einem früheren Zusammenstoß mit ihm gescheitert.

Zwischenbilanz: Verbleiben „am Rand“ und Herauswachsen aus der Universität

1977 hatte ich 12 Jahre an der Freien Universität als einem Teil des Biotops „Westberlin“ verbracht, war 32 Jahre alt und hatte ein paar Jahre vertraglich gesichert als Assistenzprofessor vor mir. Das beruhigte in der schnelllebigen Zeit zwar ungemein - dennoch blieb die Frage offen: Und dann - ? Mir war klar, dass ich nicht an der Universität bleiben könnte, selbst dann nicht, wenn ich mich habilitieren würde: Ich war einfach zu jung, und meine potentiellen Konkurrent*innen hatten die Habilitation bereits hinter sich und ihre Professuren erreicht. Der Universitätsweg führte für mich also ins Nichts.

Außerdem war klar: Ich würde Berlin verlassen müssen, um eine andere berufliche Perspektive zu bekommen. Ein paar Jahre früher war das noch ein Alptraum für mich gewesen - jetzt musste ich es als Chance begreifen. Aber wofür?

Ich absolvierte die Jahre an der Universität und halbierte sie schließlich durch eine 3jährige Beurlaubung, die mir einen zwar unsicheren, aber vielleicht gangbaren Weg in eine andere Zukunft eröffnen könnte.

In der Universität engagierte ich mich mehr und mehr für eine Verbesserung der Lehre, vor allem zugunsten der Studienanfänger*innen. Die Politik in den Gremien verließ ich ganz; ich stieg auch aus dem „Bund demokratischer Wissenschaftler*innen“ aus, weil er schrittweise von der DKP und ihren Sympathisant*innen übernommen wurde. - Der weitere Weg wurde zunehmend zu einem in den Nebel: Was wollte ich eigentlich, und was blieb mir übrig?

Im Rückblick erscheint es mir klar, dass die „Rekonstruktion der Kritik der politischen Ökonomie“ noch weiter von mir weg rückte, als sie es ohnehin schon gewesen war. Je weiter die Zeit voranschritt, umso weniger anziehend oder sinnvoll erschien mir auch die Beschäftigung mit der DDR: Meine Familie verfiel in manche Verzweiflungen, bis ich ab Anfang der 80er Jahre auch keine Lust mehr dazu hatte, zu ihr nach Karl-Marx-Stadt zu fahren. Von einer Opposition in der DDR hatte ich nach wie vor keine Ahnung, auch wenn mir die Namen Biermann und Havemann (und später Bahro und Henrich) sehr wohl geläufig waren (und es kam hinzu: Sehr viele Oppositionelle verließen nach der Ausbürgerung Biermanns die DDR - was sollte es also dort noch geben, abgesehen vielleicht von der Kirche?).

1977 war zwar der RAF-Knoten geplatzt (fast ganz) - aber auch das „Projekt Sozialismus“ wurde in meinen Augen immer problematischer. Langsam zog es mich mehr und mehr von Berlin weg und in einen Kontrapunkt zur universitären Lehre: In „die Praxis“. Der räumliche Bezugspunkt dafür wurde Hannover, weil da schon viele Kolleg*innen hingegangen waren. - In meinem „Hinterkopf“ spielte es auch eine Rolle, dass Hannover nur etwa 50 km vom Wohnsitz Arno Schmidts in der Lüneburger Heide entfernt war (Bargfeld im Ostteil des Landkreises Celle) - und das alles übte doch eine wachsende Anziehungskraft auf mich aus. In Berlin verstand das niemand, und es interessierte auch niemanden - erst recht nicht diejenigen, die sich noch Chancen auf eine feste, unbefristete Stelle ausrechneten. Daher behauptete ich, ich wollte die Beziehungen Berlin - Hannover intensivieren, weil so viele SAZ-Genoss*innen dorthin gegangen waren, und beantragte im WS 1976/77 erfolgreich den ersten Lehrauftrag an der Uni Hannover - was sich dann (mit kleinen Pausen) gut zehn Jahre hinzog, woran ich damals nicht gedacht hatte. Nur: Sehr perspektivsicher war das auch nicht, und eine belastbare „Praxis“ zeichnete sich zunächst nicht ab. -

An die SAZ-Sitzungen dieser Zeit erinnere ich mich eher verschwommen. Ich nahm zwar teil, fand mich aber immer weniger wieder in den beherrschenden Diskussionen. Die der hannoverschen Genoss*innen waren für mich interessanter, und ich nahm auch an ihren selbstorganisierten Seminaren teil, die sie - ähnlich wie die SAZ - recht häufig veranstalteten. Dabei kam es immer mehr zu einer Zusammenarbeit mit Dietrich Haensch, der mit seinem lange Zeit verfolgten Projekt „Uni Hannover unterwegs - UHU“ auch die Möglichkeit des Erfahrungsraums von Exkursionen entdeckt hatte und sie bis nach Italien hin ausweitete. Wir erweiterten das zu einer Selbst-Qualifikations-Initiative von Dozent*innen nicht nur aus Hannover und Berlin hin zu einer Serie von Seminaren, für die Dietrich den Namen „Rote Eule“ fand - immerhin nahm das gut zwei Jahre in Anspruch, und es hat zumindest *meine* Praxis der Lehre ziemlich umgekrempelt.

Darüber hinaus sammelte ich nicht nur Erfahrungen in den Lehrveranstaltungen in Hannover, sondern auch zwei Semester lang in Oldenburg - also alles Schritte aus dem Berliner „Dunstkreis“ hinaus. Gleichzeitig bereitete sich - ungeplant - der Bruch mit der Zeit in Berlin vor. Sehr gesucht habe ich ihn nicht; ich fühlte mich in meiner Wohnung in Lichterfelde West im Tietzenweg 46 durchaus wohl - es war noch einmal ein „Nachklapp“ zu meiner Zeit in Wannsee; es gab beispielsweise keine Zentralheizung, aber vom vierten Stock aus über sogar einen Balkon und eine Terrasse endlich wieder viel freien Blick. Ich versuchte sogar einen Übergang vom Auto auf's Fahrrad, ließ das aber bleiben, nachdem mir kurz nacheinander zwei neu gekaufte Räder gestohlen wurden.

Mein Verhältnis zur SAZ spaltete sich auf: Für den Fachbereich und meine Arbeit dort war sie wichtig; sie war auch mehr als bloß eine ständische Organisation. Was „Sozialismus“ hieß, war jedoch wohl unvermeidlich zu einer defensiven Position geraten, und eine Definition davon gab es (in meiner Wahrnehmung) immer weniger - die „Arbeitslosenhilfe“ erinnerte mich sehr an die gewerkschaftlichen Selbsthilfe-Organisationen und Aktionen am Ende des 19. Jahrhunderts: Ausgesprochen ehrenwert, aber perspektivarm: Die Universität verblasste in meinen Augen als „Auseinandersetzungsfeld“ mit gesellschaftlicher Relevanz.

Der „Bruch“ von 1980

1980 erhielt ich die Anfrage von Renate Fink (vielleicht erinnern sich manche noch: Sie war eine Zeitlang Fachbereichssekretärin bei Hartwich, die junge Nachfolgerin der „eisernen Lady“ Frau Butry), ob ich nicht in dem von ihr geleiteten Projekt „Maßnahmen zur Berufsvorbereitung und sozialen Eingliederung“ (MBSE) von Arbeitsmigrant*innen in Hannover mitarbeiten möchte - Träger waren „Arbeit und Leben“ und die Volkshochschule. Ich sagte kurz entschlossen zu und ließ mich für drei Jahre als AssProf beurlauben. Im Glauben, dass das auf eine längere Perspektive hinauslief, gab ich sogar die Wohnung in Lichterfelde auf und zog nach Hannover-Herrenhausen, zwischen dem Schloss und der Stadtautobahn, etwa zweieinhalb Kilometer von der Uni und meinem Arbeitsplatz entfernt. Damit war auch ein Abschied von der SAZ verbunden - ich ahnte nicht, dass die Verbliebenen sie 1981 auflösen würden.



Der Unterschied von Berlin zu Hannover war schon krass, aber nicht unangenehm - ich zog in den ersten Stock dieses Handwerkerhauses in der Alten Herrenhäuser Straße und war damit zufrieden. Später zog Dietrich Hensch dort ein, wurde aber aufgrund seiner Erkrankung in der Wohnung nicht mehr glücklich, da sich damals sein (manisch-depressiver) Zustand rasch zuspitzte...

Als wissenschaftlicher Projektbegleiter wollte ich dichter an die Arbeit mit den - in diesem Fall ausnahmslos männlichen - türkischen Jugendlichen herankommen und übernahm gleichzeitig auch die Funktion eines Deutschlehrers. Dafür lernte ich sogar ein bisschen Türkisch. - Die Arbeit war relativ hart, vor allem wegen der sehr heterogenen Gruppe von Jugendlichen mit einem Bildungsgrad zwischen fast noch Analphabet bis zum gescheiterten Bewerber für einen Studienplatz (und dazu kamen sie noch aus den verschiedensten Regionen der Türkei). Ihr gemeinsames, absolutes Wunsch-Ziel war ein Ausbildungsplatz in der Automobil- oder Zulieferer-Industrie Hannovers.

Ich lernte nicht nur die Türkische Gemeinde kennen, sondern auch die türkische Obrigkeit, mit der ich mich sofort anlegte: 1980 gab es in der Türkei einen Militärputsch, und in das Generalkonsulat in Hannover rückten u. a. auch die „Grauen Wölfe“ ein. Da sie sich rasch über unser Projekt informierten, war die Feindschaft programmiert. Ich beschloss, nicht in die Türkei zu reisen - und tue das bis heute nicht (ein Kollege wurde damals für einige Zeit dort wegen seiner Jugend- und Sozialarbeit in Hannover inhaftiert). - Auf der anderen Seite stand ein enormer Zugewinn: Ich lernte nicht nur die Tücken der „Integrations“-Probleme gut kennen, sondern auch beispielsweise die sehr hoch stehende türkische Kultur - bis hin zur türkischen Küche, die ja bis ins 19. Jahrhundert auch Griechenland und den ganzen Balkan „durchdrang“...

Die Zusammenarbeit mit den Jugendlichen war über die Alltagskultur-Differenz hinweg fast immer gut - mit einer Ausnahme: Ihre Macho-Allüren wurden mir im Lauf der Zeit zu viel, und mit Elternarbeit ließ sich nichts ausrichten. Ich war daher nicht allzu traurig, als meine Zeit im Projekt 1982/83 endete - die Projektlinie wurde abgeschnitten, die Finanzierung drastisch verkürzt, ich war draußen.

Ich bereue die Zeit dort nicht, stand danach aber etwas ratlos da: Ich hatte noch zwei Jahre als AssProf in Berlin vor mir, aber keine Ahnung, was ich danach tun sollte. Für diese zwei Jahre pendelte ich also mit der Bahn von Hannover nach Berlin, wohnte tageweise bei Frank Dingel in der Fritz-Reuter-Straße in Schöneberg und brachte die beiden Jahre halbwegs ordentlich zu Ende. 1985 war damit die Zeit an der Universität beendet, und ich wurde in Hannover arbeitslos. Eine Perspektive an der Uni Hannover ergab sich ebenso wenig wie eine in Oldenburg - es begann allgemein die Zeit, in der die Politologie wohl überall eher ab- als ausgebaut wurde. An eine Professur brauchte ich - da ja auch noch ohne Habilitation - gar nicht erst zu denken. -

Die Zeit der Suche: 1984/85 bis 1990 - ab in die Peripherie



Erinnert Ihr Euch noch an die Plaketten und Aufkleber? Ich weiß noch, wie Mo uns in Berlin damals darauf hinwies, wie die Gefahr aussieht: Der Wind kommt meistens aus dem Westen - also: Macht was! Um das in seiner ganzen Reichweite zu begreifen, musste ich aber erst im Wendland ankommen...

1980 baute ich einen ersten, vorläufigen Kontakt zum Gustav-Stresemann-Institut in Bad Bevensen-Medingen auf - einer großen Heimvolkshochschule mit über 150 Betten und drei großen Gebäuden neben einem ehemaligen Kloster und noch bestehenden Damenstift sowie direkt an einem großartigen Buchenwald, gelegen am idyllischen Flüschen Ilmenau. Nach einem ersten Seminar mit den türkischen Jugendlichen konnte ich bald darauf weitere Seminare machen - ab 1983 auch mit Student*innen aus Hannover. Es wurden dann immer mehr - ich lernte dort die politische Bildungsarbeit quasi von der Pike auf mit Learning by doing, und es gelang erstaunlich gut. Letztlich wurde es eine Zusammenarbeit über fast ein Jahrzehnt, an die ich mich gern erinnere. -

Kurze Zeit nach dem Ende der Assistenzprofessur bekam ich eine Anfrage vom Museum Wustrow im Landkreis Lüchow-Dannenberg - es hatte sich in Niedersachsen und darüber hinaus bereits einen gewissen Namen gemacht als „Alltagsmuseum“. Es ging um eine gut bezahlte Arbeitsbeschaffungsmaßnahme mit der (scheinbaren) Chance auf eine Weiterbeschäftigung als Museumspädagoge. Die Stelle hatte einen etwas exotischen Reiz, und nach einigem Bedenken sagte ich zu. Es endete nach gut einem halben Jahr im Desaster: Ich wusste nicht, wie herrisch und arbeitsplatzinvasiv der Leiter des Museumsvereins als Arbeitgeber war - und wusste erst recht nicht, dass er hauptberuflich bei der Brennelemente-Lagergesellschaft Gorleben arbeitete. Unversehens war ich damit im Gorleben-Konflikt des Landkreises angekommen - und beendete die Arbeit im Museum mit einem gewaltigen Krach, weil mir klar geworden war: „Neutral“ zu bleiben war in diesem Landkreis unmöglich. - Danach wurde ich vom Landkreis übernommen und blieb dort für den Rest der zwei Jahre der ABM-Zeit bis Anfang 1988 im Bereich der Museumsarbeit. Danach war ich wieder arbeitslos und blieb es bis Anfang 1991.

Damals war es noch möglich, in der Arbeitslosigkeit „zur Erhaltung der Qualifikation“ frei zu arbeiten - was ich in Hannover, am OSI, in Lüneburg und Bad Bevensen reichlich tat. Zunehmend wichtig wurde die Erkenntnis, dass ich in der Peripherie Niedersachsens und der BRD überhaupt gelandet war: Das Wendland stand erst am Anfang seiner Entwicklung zu einem kulturell interessanten Gebiet, gelegen am Ostrand der Lüneburger Heide und regelrecht in einer Sackgasse des Westens am Rand der DDR (deswegen gab es die „kulturellen Zonenrand-Förderprogramme“ - auch ein Ausdruck des schlechten Gewissens wegen „Gorleben“). Erst nach einiger Zeit begann ich zu begreifen, was es mit der „internen Peripherie“ auf sich hatte und fing an, das wissenschaftlich aufzuarbeiten (glücklicherweise in einer Auftragsarbeit des Museums zur Geschichte der Eisenbahn-Entwicklungspolitik im Wendland und der Region im 19. und frühen 20. Jahrhundert - das brachte sehr viel Aktenstudium in Uelzen und in Hannover mit sich, brachte zunehmende Routine und rasch wachsende Einsichten, die im OSI kaum zu gewinnen waren).

Ich dehnte den gewonnenen Blickwinkel rasch aus und interessierte mich auch für die angrenzende Altmark und Mecklenburg-Vorpommern (z. B. wegen übergreifender Probleme wie der Entwicklung der Elbschifffahrt oder des Baus des Elbe-Seiten-Kanals von Wolfsburg nach Lauenburg als Resultat des Kalten Krieges). Die Themen brachte ich sowohl in die Lehrveranstaltungen in Hannover wie auch in die Bildungsarbeit ein und organisierte darüber hinaus Gruppenfahrten in die angrenzenden Kreise der DDR, was damals für Aufenthalte von je 24 h relativ leicht möglich war. Es brachte mir beiläufig eine weitere Stasi-Akte ein, diesmal von der Bezirksdienststelle Magdeburg aus geführt - leider sind nur wenige Blätter davon enthalten).

Da ich während der ABM-Zeit auch die Museen des Landkreises zu betreuen hatte, lernte ich sie und den Landkreis schnell und ziemlich gründlich kennen. Als Ex-Großstädter freute ich mich über die schöne Abwechslung für's Auge, die die Kulissenlandschaft dort bot (die Bodenqualität wechselte in diesem Eiszeit-Geschiebe-Boden so rasch, dass eine Großraum-Feldwirtschaft dort nicht möglich war) - und lernte das noch mehr zu schätzen als die eigentliche Heidelandschaft, die ohnehin längst auf wenige Quadratkilometer zusammengeschrumpft war.

Diese Beschäftigungen waren noch einmal ein Grund dafür, eine mögliche Habilitation zu überdenken, die ich gegebenenfalls bei den Politologen (Mike Vester) in Hannover angehen wollte: Eine Untersuchung, wie sich in der Großregion Lüneburger Heide seit dem 17. Jahrhundert eine Mentalität und Kultur entwickelte, die nicht nur die Eigentümlichkeiten einer internen Peripherie zum Ausdruck

brachte, sondern auch anfällig für Missbrauch war, wie sich in der NS-Zeit gezeigt hatte. - Die fort-dauernde hochgradige Aussichtslosigkeit, damit mehr zu werden als einer der vielen Privatdozenten, brachte mich dazu, das Projekt nach mehreren Studien dazu mit einer Menge von Seiten wieder ad acta zu legen - es feiert, nun allerdings auf Vorpommern bezogen, gegenwärtig eine gewisse Wieder-auferstehung: Ich habe ein Thema gefunden, in dem sich meine sonst recht heterogenen Kenntnisse und Forschungsarbeiten bündeln ließen, wenn ich es wollte - und zur Zeit will ich es, wobei jedoch die Habilitationsfrage erfreulicherweise gegenstandslos geworden ist. -

Im Wendland führte das dazu, dass ich mich zunehmend vernetzte und mich auch sehr darüber freute.



*Fast zehn Jahre lang, also auch über die Zeit hinaus, die ich unmittelbar im Wendland verbrachte, ging ich mit einer bunt gemischten Gruppe von Erwachsenen und Kindern u. a. auf diesem hübschen Plattboden-Schiff mit Seitenschwertern jeweils eine Woche lang im Jahr auf dem Ijsselmeer, den Kanälen und vor den Inseln segeln - zuletzt kamen auch Altmärker*innen aus Salzwedel dazu*

Das grundlegende Problem blieb jedoch das der Perspektivlosigkeit. Ich machte kurz vor der friedlichen Revolution in der DDR noch einen letzten Versuch, ein größeres Projekt zu bekommen, und beantragte mit Unterstützung des Landkreises bei der VW-Stiftung eine Untersuchung der DDR-Blockparteien hinsichtlich des Fortbestehens (klein-) bürgerlicher Traditionen und Handlungsmuster bis in die Gegenwart. Als das Projekt spruchreif wurde, war „die Wende“ passiert, und die Stiftung legte das Projekt ad acta: Sie haben ja recht, sagte man mir, aber jetzt ist das auch egal - eine Kurzsichtigkeit zu meinen Lasten (heute spielt das eine Rolle bei der Frage, inwieweit die in den neuen Bundesländern verbliebene ehemalige DDR-Bevölkerung nicht nur für die CDU, sondern offenbar auch ganz erheblich für die AfD anfällig ist - ich gebe aber gern zu, dass man das damals noch nicht ins Auge fassen wollte und konnte).

Bedingt dadurch schwankte meine Stimmung doch zeitweise ziemlich erheblich - es zeigten sich in der Region keine besonderen Ansatzpunkte für eine weitere „Karriere“ in einem sinnvollen Arbeitsfeld. Das drückt sich auch in den folgenden Porträts aus:



Ersichtlich ist vom universitären Habitus nicht mehr viel geblieben - die Kleidung wurde informeller und in den Umgangsformen spielten auch die Erfrischungs-Getränke ihre eigene Rolle (im ländlichen Leben kaum zu umgehen...)

Mini-Exkurs: Der Weg zu NS-Gedenkstätten und zur „Erinnerungskultur“

Schon 1975 war ich u. a. wegen Rolf Wernstedt in die SPD eingetreten - er hatte als Parlamentarier und später als Kultusminister in Niedersachsen durchgesetzt, dass die Erinnerung an den NS und seine Verbrechen nicht nur, wie die CDU das gern wollte, in Bergen-Belsen stattfand, sondern auch an anderen Orten - wie beispielsweise bei den Emsland-Lagern (die mit dem Moorsoldaten-Lied), in Wolfsburg oder in Salzgitter, direkt auf dem Fabrik-Gelände der Salzgitter AG gelegen.

Ich lernte rasch, dass sich ohne Protest bis hin zum Krawall nichts durchsetzen ließ. Mein Beispiel dafür war in Hannover die Menge der Außenlager des KZ Neuengamme, speziell im Bereich der Batterie-Produktion, die jetzt im Besitz der Varta war und ist. Es dauerte mindestens drei Jahre, bis die Varta AG ein winziges Stück ihrer Grundstücke in Hannover-Stöcken zur Verfügung stellte, um dort eine kleine Gedenkstätte einzurichten - für die damalige Zeit (1984/85) ein großer Erfolg.

In der Folgezeit besuchte ich reihum alle wichtigen Gedenkstätten und Gedenkorte - und nahm, soweit ich durch Lehraufträge die Gelegenheit dazu hatte, bei Exkursionen die Student*innen mit. Ein guter Erfolg war, dass in Celle nicht nur das Geburtshaus des Volksgerichtshof-Freislers identifiziert wurde, sondern dass auch die Erinnerung an die „Celler Hasenjagd“ wieder ins öffentliche Gedächtnis

gerückt wurde: Ende April 1945 war ein Zug mit KZ-Gefangenen am Bahnhof in ein Bombardement geraten; die Häftlinge flohen; sie wurden von Polizei, Feuerwehr, HJ und weiteren Einwohnern wieder eingefangen, totgeschlagen oder erschossen; der Zug fuhr später weiter nach Bergen-Belsen. Zusammen mit einer Juso-Gruppe hatten wir die ersten Schritte gemacht; heute ist es ein fester Erinnerungspunkt in der Stadtgeschichte.

So etwas versuchte ich dann auch im Wendland - und scheiterte im Museum in Wustrow und überhaupt: Die Zeit war 1986/87 noch nicht reif dafür.

- Ebenso scheiterten Bemühungen, ein Bewusstsein für den Standort des KZ-Außenlagers von Neuengamme in Salzwedel (für zuletzt 3000 jüdische Frauen in der Munitionsproduktion) zu schaffen - in Luftlinie vielleicht 15 km vom Lüchow entfernt, aber in der DDR gelegen; eine Zusammenarbeit war so gut wie ausgeschlossen. -
- Ebenso erging es meinem Projekt, eine Kollektivbiografie der Ortsbauernführer im Landkreis Uelzen zu schreiben - es gab da ein Konvolut von Bewerbungen um diese Stellen mit Autobiografien der Bewerber, aber es wäre nicht zu veröffentlichen gewesen. - Erst einige Jahre, nachdem ich das Wendland wieder verlassen hatte, kam es zu einer Ausstellung im Museum: „Das Hakenkreuz im Kornfeld“; das war dann schon um 1990 herum. -
- Ähnlich ging es mir mit dem Versuch einer kritischen Biografie von Hermann Löns, dem „Heidedichter“: Ich lernte jemanden kennen, der sich gut mit dessen Biografie auskannte, und übernahm zwei Schwerpunkte - die Arbeit der Löns-Gesellschaften, die ziemlich braun angestrichen waren, und die Tätigkeit einer Löns-„Geliebten“, die ihn jedoch nie erhörte - sie wurde nach 1933 Journalistin in Celle, retiringte 1945 nach Wienhausen ins Kloster, d. h. in ein Damenstift, und schrieb etwas später im Auftrag des Landkreises Celle eine „Chronik“ über die Jahre nach 1945, die ein einziges Lamento über die „Untaten“ der DPs war, also der ehemaligen KZ-Insassen von Bergen-Belsen, darunter vor allem der Juden (die teilweise bis Anfang der 50er Jahre in Bergen lebten, bis sie endlich nach Palästina ausreisen konnten) - ein deftiger Skandal, der wie viele andere aus dieser Zeit völlig unbekannt geblieben ist. - Ich hatte also den Traum, ein Wagenbach-Bändchen mit dem Titel „Heide, Bauern, Jagd und Tod in Niedersachsen“ zu schreiben; dann starb mein Mitautor aber unerwartet, und es war aus mit dem Traum (=> Ablage für die bis dahin entstandenen Texte). „Systematisch“ waren alle diese Zugänge zur NS-Thematik damals noch nicht.

Ich lernte also sehr viel in dieser „Provinzial-Zeit“ in Hannover und in Niedersachsen, blieb aber frustriert und wusste nicht, wo und wie ich weiter arbeiten könnte. Es war schwer, die Energie für etwas Neues aufzubauen. Dass mir „die Wende“ helfen würde, überraschte mich (wie alle anderen auch).

Der Aufbruch nach der friedlichen Revolution: Schwerin ab 1990

Bis heute bedauere ich, dass ich zwei Tage vor dem „Mauerfall“ von einem Lehrauftragsaufenthalt in Berlin zurück nach Hannover und dann in's Wendland gefahren bin, um meinen Geburtstag (12. 11.) zu organisieren und zu feiern. Dadurch bekam ich aber die Grenzöffnungen im Landkreis Lüchow-Dannenberg mit: Euphorisch, hoch emotional und ebenfalls typisch - auch am Grenzübergang Bergen/Dumme stauten sich die Wartburg- und Trabi-Kolonnen, kurze Zeit hieß der Ort nach den Zweitaktern Terengtengdeng-Stadt, und es gab all die Begrüßungsszenen bis hin zu dem verdammten Gratis-Angebot von Bananen... Ein erster typischer Rückschlag war, als jemand von den Geschäftsleu-

ten in Lüchow über die Besucher*innen aus dem benachbarten Salzwedel sagte, man könne sie „am typischen DDR-Geruch“ erkennen: Es gab immerhin einen gebührenden „Aufschrei“ in der öffentlichen Meinung. -

Wie viele andere blieb ich erst mal ziemlich verwirrt im Landkreis sitzen: Keiner wusste so recht, was man denn nun anfangen und wie es weitergehen sollte. Die Fahrt von Lüchow nach Schwerin beispielsweise war unverändert sehr weit, weil man aufgrund der fehlenden Dömitzer Brücken den Umweg über Salzwedel, Wittenberge und dann erst Dömitz nehmen musste (damals etwa 170 km, heute knapp 90 km); Fähren über die Elbe wurden erst etwas später eingerichtet, und die neue Brücke gibt es erst seit 1992 - Mecklenburg blieb im Süden zunächst einmal für drei Jahre etwas für sich.

Dann kam mir der Zufall zu Hilfe: Die Übergangsbehörde, die die Entstehung der Landesregierung für Mecklenburg-Vorpommern (M-V) vorbereiten sollte, schickte eine Erkundungsgruppe der Bezirkskulturakademie (des Bezirks Schwerin) zuerst nach Schleswig-Holstein, dann nach Niedersachsen, um herauszufinden, wie man diese Einrichtung in so etwas wie eine Modell-Heimvolkshochschule umwandeln könne. Diese Gruppe kam auch nach Bad Bevensen. Da vom ständigen Team dort sich niemand damit auseinandersetzen wollte, wurde ich damit beauftragt. Die Gruppe besuchte einige Seminare bei mir und bat mich dann, auch einige in Schwerin anzubieten. Nachdem das zufriedenstellend ausgefallen war, bot man mir zu meiner Überraschung an, die ganze Einrichtung als Leiter zu übernehmen. So ein bisschen nach dem Motto der Bremer Stadtmusikanten sagte ich nach etwa einem Monat Bedenkzeit aus der Arbeitslosigkeit heraus zu. Damit geriet ich ab November 1990 direkt in das Chaos der ersten Aufbauphase.

Die Bezirkskulturakademie, nunmehr etwas protzig in „Akademie Schwerin“ umbenannt, wurde dem Bildungsministerium zugeordnet und von ihm finanziert. Es gab ein Stadtbüro in Schwerin und das Gutshaus Severin, in dem die Bildungsveranstaltungen stattfanden und auch weiterhin stattfinden sollten.



In diesem etwas überdimensionierten Gutshaus hatte sich einiges an Geschichte angehäuft: In der Weimarer Republik hatte es sich der Großindustrielle Quandt als eine Art „Ausstattung“ für seinen Sohn Harald gekauft; der Verwalter wurde ein Herr Granzow - wie sich zeigte: Ein eifriger Nazi. Als Quandt sich von seiner Frau Magda scheiden ließ, zog sie dort zeitweise ein und brachte zu ihrer Hochzeit auch Goebbels hin. Der wiederum arrangierte, dass das Gutshaus zum Hauptquartier Hitlers in seinem siegreichen Wahlkampf 1932 in Mecklenburg wurde; der Herr Granzow wurde (für kurze Zeit) NS-Ministerpräsident in Mecklenburg. 1945 zogen zuerst Flüchtlinge ein; dann wurde von dort aus für diesen Bereich Mecklenburgs vom Balkon aus die Bodenreform verkündet. Danach zog schließlich die Bezirkskulturakademie ein, das Haus verschwand aus der Geschichte; dazwischen wurde ich zum „Hausherrn“; heute ist es privatisiert.

Ich wurde Chef über mehr als 25 Beschäftigte und wusste, dass ich ziemlich umgehend etwa die Hälfte von ihnen würde entlassen müssen (was dann auch geschah). Ein Weiterbildungsgesetz gab es nicht, also auch keine gesicherte Finanzierungsgrundlage - sie musste als Projektfinanzierung jährlich neu ausgehandelt werden. Ich spare mir die weiteren Irrungen und Wirrungen; kurz: Diese Akademie scheiterte als Projekt an einer chronischen, strukturell bedingten Unterfinanzierung, was mir, da ich mir das eine Zeitlang als eigene „Schuld“ zuschrieb, eine satte, anhaltende depressive Phase einbrachte. So ging es im übrigen nicht nur mir, sondern fast allen anderen ähnlichen Gründungen in MV; von anfangs etwa vierzehn solcher Bildungshäuser gibt es heute noch drei.

Um die Finanzen etwas zu sanieren, übernahm ich bald Projekte des Bundesbildungsministeriums und steckte die nicht so schlechte Honorierung - vergebens - in die Akademie (und schrieb Gutachten wie „Regionalisierung von Strukturen berufsbezogener Weiterbildung“ [1995] oder „Institutionen in der Region - lernende Akteure im Transformationsprozeß der Kompetenz“ [noch 1998]). Das und der ständige Kampf um die Projektfinanzierungen und die Seminarplanung war ziemlich aufreibend. Um darin mental nicht völlig unterzugehen, übernahm ich noch Lehraufträge in Hannover und kurze Zeit am OSI.

Es war absehbar, dass das irgendwann nicht mehr gut gehen würde. Daher griff ich, wenn auch äußerst skeptisch, nach einem Strohalm: Jemand gab mir im Sommer 1995 die Stellenausschreibung der Hochschule Mittweida in der „Zeit“ und drängte mich sehr dazu, mich zu bewerben; ich nahm allerdings an, die Stelle sei bereits an jemanden „vergeben“. Es gab über 60 Bewerber*innen, und ich war überrascht, als man mich zum „Vorsingen“ einlud, und noch mehr, als ich nicht nur unter die letzten drei, sondern sogar auf Platz 1 kam. Im Januar 1996 wurde ich berufen und im April 1996 ernannt - in meiner damaligen Situation geradezu ein „Lottogewinn“. Ich blieb formal noch zwei Jahre als „Wissenschaftlicher Leiter“ bei der Akademie (wegen der Absicherung der Finanzierung), kündigte dann aber 1998, und 1999 meldete die Akademie den Konkurs an.

Einen Teil der verbliebenen Belegschaft übernahm ich in einen neu begründeten Verein „Politische Memoriale Mecklenburg-Vorpommern e. V.“ Das ging darauf zurück, dass sich die Landesregierung nach einigen haarsträubenden Fehlern in ihrer Erinnerungspolitik - vor allem in Peenemünde - gezwungen sah, ein eigenes Konzept zu entwickeln. Warum gerade ich im November 1995 den Auftrag dafür bekam, weiß ich bis heute nicht. Immerhin: In allen anderen „neuen Bundesländern“ gab es inzwischen Gedenkstätten-Stiftungen, im armen MV nicht. Also gründete man diesen Verein; ursprünglich sollte er nur eine Bestandsaufnahme der Gedenkort und der sehr wenigen Gedenkstätten machen. Daraus wurde eine Landes-Gedenkstätten-Entwicklungs-Politik, die ich bis 2011/12 leitete - neben der Professur in Sachsen. Es war eine ebenso erfolgreiche wie anstrengende Zeit.



Die Arbeit im „Projekt Gedenkstättenarbeit“/Politische Memoriale Mecklenburg-Vorpommern brachte nicht nur „Feldforschung“ nach Gedenkort und Gedenkstätten, sondern auch offizielle Auftritte mit sich - oben mit Gyula Trebitsch, einem bekannten Film- und Fernsehproduzenten und Überlebenden (u. a.) des KZ-Außenlagers Wöbbelin bei Ludwigslust (hier mit dem Leiter der Gedenkstätte Neuengamme bei einem Jahrestag der Befreiung des Lagers durch amerikanische Truppen); unten: ein Landes-Gedenkstättenseminar, zu dem ich auch Frank Dingel als Mitarbeiter der Stiftung „Topographie des Terrors“ eingeladen hatte - zwischen uns der damalige Bildungsminister des Landes MV (ausnahmsweise ein verträglicher Mensch, ehem. Uni-Rektor).

1991/92 meldete ich die Akademie als Mitglied im Arbeitskreis deutscher Bildungsstätten (AdB) an und ging in die Kommission Erwachsenenbildung (die ich dann später ein paar Jahre lang leitete). Parallel dazu gründeten die Mitarbeiter*innen im Bereich der Bildungsarbeit in MV einen Arbeitskreis der Träger (als Verhandlungspartner für das Bildungsministerium); ich wurde in dessen Leitungsgremium gewählt. Über Jahre hatte ich zusammen mit einem Kollegen von „Arbeit und Leben“ und dem Leiter der Friedrich-Ebert-Stiftung in MV mit dem Kampf um eine vernünftige Politik des Landes zu tun - weitgehend vergebens. MV hat heute immer noch eine der unterentwickeltesten Szenarien der außerschulischen und außerberuflichen Bildung (und wird darin allerdings noch ein bisschen von Sachsen übertroffen).

Der Lehrbetrieb in Mittweida/Roßwein, das Pendeln zwischen Sachsen und Schwerin und meine sonstigen Engagements ließen nur wenig Zeit für Forschung, geschweige denn für Publikationen; es blieb bei einem relativ dünnen Rinnsal von Fachaufsätzen.

Ich bereue die Zeit von 1990 bis 1995/96 in Schwerin nicht. Sie gab nicht nur einen gründlichen Einblick in diesen Sektor der Bildungs-Politik und -Praxis, sondern begründete auch die intensive Kenntnis der Bildungseinrichtungen und der Mitarbeiter*innen im Land. Das ist heute die Grundlage dafür, dass ich mich in Vorpommern wieder neu engagiere und neu zu vernetzen versuche.



Fließender Übergang zur „déformation professionnelle“: Nicht nur das Alter macht sich bemerkbar, sondern auch der Anpassungszwang, wenn man etwas bewirken will - ich brauchte seit 1991 zunehmend Visitenkarten (mir vorher völlig unbekannt, aber in der Ex-DDR sehr beliebt, bald sogar fast „Pflicht“) und wehrte mich zäh gegen den Schlips- und Anzugszwang. Einzige Auswirkung: Je nachdem sah ich immer älter (und manchmal mehr wie „grumpy cat“) aus.

Es war und ist auch die Grundlage dafür, ziemlich tief in die „indigene Gesellschaft“ hineinzugehen und zu einem Teil von ihr zu werden. Daher wohne ich seit 1993 im gleichen Haus in Schwerin und werde auch da bleiben.



Seit inzwischen gut 25 Jahren aufgrund eines günstigen Zufalls eine nachgerade bürgerliche Adresse: Schwerin, Jungfernstieg 8; ich wohne im ersten Stock (und habe zwei Gästezimmer)

Die Verbindungen in den Westen sind „dünner“ geworden (Ausnahme: Wendland!) - ich bin durchaus etwas „verostet“ und damit zufrieden.

Zwischenstück: Und wo bleibt der Sozialismus?

Ich habe es schon angedeutet: Außerhalb der „Blase OSI und SAZ“ und weit weg von Berlin und Hannover war die Frage nach „dem Sozialismus“ einem harten Realitätscheck ausgesetzt.

Beispiel Nr. 1: Der Widerstand gegen den „Atomstaat“, speziell (aber nicht nur) im „Fall Gorleben“. Neben einzelnen politischen Aktionen und Beobachtungen ist mir eine im Rückblick wesentlich: Ich bin davon überzeugt, dass die beharrliche regionale Bildungsarbeit der drei Heimvolkshochschulen in Bad Bevensen, in der Nähe von Lüneburg und in der Góhrde (schon im Wendland) sowie die der kleinen Bildungsstätte „Kurve“ in Wustrow enorm dazu beigetragen hat, dass in der Auseinandersetzung mit der „ewigen“ Gorleben-Problematik die politische Landschaft langsam kippte. War der Landkreis Lúchow-Dannenberg früher berüchtigt „schwarz“, so kippte er in der Zeit, in der ich dort war, und bekam sogar zeitweise eine rotgrüne Mehrheit. Eine wie auch immer formulierte sozialistische Position konnte man zwar einbringen - aber sie blieb immer ein Teil und wurde nie „dominant“. Und: So „revolutionär“ und spektakulär auch die Widerstandsaktionen waren, die in der Bevölkerung teils in großem Maß auf Sympathie rechnen konnten - „Klassenkampf“ war das nicht. Es ist ohnehin eine

Frage für sich, inwieweit in einer internen Peripherie eine sozialistische Strategie stringent formuliert werden kann. Ich will das an dieser Stelle nicht vertiefen - lösen kann ich's schon gar nicht.

Beispiel und Problem Nr. 2: Die Implosion des „real existierenden Sozialismus“, von dem ja der Landkreis Lüchow-Dannenberg im Norden, Osten und Süden fast vollständig umgeben war. Zu dieser präzedenzlosen Zäsur in der deutschen (und europäischen) Entwicklung eine sozialistische Position zu finden, war und ist schon schwierig - beispielsweise angesichts der Tatsache, dass die SED nichts Besseres zu tun hatte, als sich alsbald in eine „Partei des demokratischen Sozialismus“ umzufirmieren. - Das Ganze wurde noch komplizierter dadurch, dass die eher als links einzuschätzende Opposition in der erlöschenden DDR zwar vieles wollte, was ich auch jederzeit gern unterstützt hätte, wie beispielsweise eine neue deutsche gesamtdeutsche Verfassung - aber wir wissen, wie brutal das alles scheiterte. Vieles von dieser Ausgangsproblematik ist nach meiner Wahrnehmung bis heute geblieben. Eine mehrheitsfähige „sozialistische Position“ sehe ich derzeit nicht. Für mich bedeutete das: Das Leitbild aus dem Jahrzehnt von 1965 - 1975 leuchtet zwar in der individuellen Erinnerung, wird aber in der Alltagswirklichkeit deutlich blasser.

Für meine Person habe ich beschlossen, mich um eine neue Bündnispolitik zu bemühen, die vor allem und in erster Linie die neonazistischen Gruppen und Tendenzen einschließlich der AfD zu bekämpfen versucht. Dazu zum Abschluss dieses Textes ein paar Worte mehr.

Das lange Zwischenspiel der Professur in Sachsen 1995/96 bis 2011

Die Professur in der tiefsten mittelsächsischen Provinz (Roßwein ist eines der zu groß geratenen Industriedörfer - heute etwa 7500 Einwohner*innen, bis 1989 aber etwa 12.000 Arbeitsplätze, von denen nicht einmal 10 % übrig geblieben sind) bot nur zwei Möglichkeiten: Entweder eine Handhabung der Stelle „zur linken Hand“, also DiMiDo - oder ein glaubhaftes Engagement.



Das Gebäude ist ein altes sächsisches Königliches Amtsgericht - es erinnert daran, dass der Ort früher sehr viel mehr Bedeutung hatte als heute in den Zeiten seines Niedergangs. Roßwein liegt fast in der Mitte zwischen Leipzig und Dresden, fast direkt an der A 14

Ich entschied mich für das Engagement und zog in ein möbliertes Appartement im Studentenwohnheim, ein Plattenbau vom Jahrgang 1984; seitdem weiß ich, was „Wohnen in der Platte“ bedeutet. Es gefiel und gefällt mir ganz gut - wenn ich in Sachsen bin, wohne ich fast immer dort. Im Lauf der Jahre bekam ich auch - was nicht einfach „im Selbstlauf“ ging - einen guten Kontakt zu den Einheimischen und bin noch heute mit vielen befreundet. Das half dann zum Schluss der Jahre dort vor allem beim Kampf gegen Pegida - aber dazu später etwas mehr. -



*Ich hatte im hinteren Block ein Mini-Appartement vom März 1996 bis zum Frühjahr 2016 - nach dem Weggang des Fachbereichs wohnen dort heute fast ausschließlich polnische Vertragsarbeiter*innen (die ein großes Logistikzentrum der Edeka in der Nähe eingestellt hat, nachdem sie die vorher beschäftigten Deutschen fast alle rausgeschmissen haben - die AfD hat's „gefremdet“)*

Die Professur war ausgeschrieben für „Bildung und Kultur in der Sozialen Arbeit/Sozialpädagogik“ und ein Glücksfall für mich - ich konnte meine ganzen Vorkenntnisse und das sonst scheinbar nutzlose sonstige Wissen einschließlich der langen Erfahrung in der Bildungsarbeit voll einsetzen. Das brauchte ich bei den 18 Wochenstunden Lehrverpflichtung auch sehr weitgehend und baute das aus. Gelegentlich bekam ich wegen der Übernahme von Forschungs- bzw. Bildungsprojekten sowie wegen Gremienarbeit auch eine Ermäßigung von zwei bis vier Semesterwochenstunden, aber sonst war die Arbeit ziemlich reichlich (und wegen des parallelen Engagements in Schwerin auch ziemlich verdichtet). Die Praxisnähe erzwang Routineveranstaltungen wie z. B. Rhetorik-Seminare oder Einführungen in das Wissenschaftliche Arbeiten (für die Erstsemester), aber auch Grundkurse in Geschichte der Sozialpolitik und Sozialarbeit, die ich zur Arbeitsentlastung gerne übernahm.



Erstaunlich war, wie schnell die Rückkehr in die alte Berufsrolle klappte und mir ersichtlich auch Spaß machte; letzten Endes habe ich mehr als 35 Jahre jeweils in einem Vollzeitjob an der Uni und der Hochschule verbracht. Das Bild stammt etwa aus dem Jahr 1997

Da wir im Fachbereich nur 12 bzw. 13 Kolleg*innen waren, hatten alle viel zu tun, weil wir natürlich auch die Gremienarbeit zu übernehmen hatten. Viel mehr will ich dazu nicht schreiben; der Alltag unterschied sich schon sehr von dem, was ich von der Uni her kannte.



Die Hochschule und der Fachbereich erzwangen oft die Teilnahme an formellen öffentlichen Veranstaltungen (hier im Rathaus von Roßwein); der erzwungene Kompromiss zwischen Lehre und Repräsentation versetzte mich oft genug in ziemlich schlechte Laune - selbst ohne Schlips

In etwa einem Drittel der Lehre arbeitete ich mit vielen Exkursionen - sehr erfolgreich, was die Kolleg*innen aber teilweise erheblich nervte, weil sie von den Student*innen auch ihrerseits unter einen Erwartungsdruck gesetzt wurden, dem sie nur zögernd und in geringem Maß nachgaben. Ich lernte sehr viel von den Student*innen - und lernte bei den Exkursionen auch Sachsen ganz gut kennen. Zu einem bis heute bestehenden Schwerpunkt entwickelten sich Exkursionen nach Niederschlesien - es ging darum, Flüchtlingsbiografien bei den Student*innen und in der Bevölkerung aufzuarbeiten und sich mit der Politik der Vertriebenenverbände auseinanderzusetzen. Dazu kam sehr bald auch die Aufarbeitung der Vertreibungen, unter denen die polnische Bevölkerung zu leiden hatte, die nach 1945 an die Stelle der Deutschen nachgerückt war. Das führte auch dazu, die sächsische Lausitz besser kennen zu lernen - eine interne Peripherie, die viele Analogien und Parallelen zu Vorpommern aufweist. -

Ein Hauptärgernis war für mich die unausgesetzte, notwendige und konfrontative Auseinandersetzung mit der sächsischen CDU. Dazu brauche ich aber noch einen Mini-Exkurs.

Exkurs: Meine Wut auf die CDU in Sachsen - und mein Zorn über die SPD in Mecklenburg-Vorpommern

Ein wichtiger Grund für weite Teile meines Engagements in der Lehre und in der Bildungsarbeit war in beiden Bundesländern das stetige Anwachsen rechter Grundströmungen einerseits, die abwehrende Haltung gegenüber linken Gegenaktivitäten andererseits: Bekanntlich sind das die beiden Bundesländer, in denen die NPD über zwei Legislaturperioden in die Landtage gewählt wurde. Der CDU in Sachsen schien das egal zu sein, während die SPD in ihren Koalitionsregierungen mit der CDU in MV Scheingefechte dagegen veranstaltete, aber letzten Endes wenig tat. -

Die sächsische und vor allem christdemokratische Fixierung auf Extremismus im Allgemeinen und die Abgrenzung sowohl von DDR-Vergangenheiten plus Orientierung am „real existierenden Sozialismus“ sowie vom „Geist von 1968“ im Besonderen trat mir zuerst in langen Fragebögen zur Verfassungstreue entgegen - ganz am Anfang im April 1996 und dann erstaunlicherweise noch einmal einige Zeit später. In Gesprächen verwies ich immer auf meine Stasi-Akte; danach gab es keine weiteren Fragen; dass ich Verwandte in Karl-Marx-Stadt hatte (und auch noch 1945 dort geboren wurde), war wohl eher eine „vertrauensbildende Aussage“. Diese Fragestellung war also das geringste Problem.

In dem Maß jedoch, in dem ich einerseits Gedenkstättenarbeit in die Lehre einbezog und dann mit Verweis auf präventive Arbeit gegen „rechts“ anfang, Projekte zu beantragen, wurde es immer hakenhafter. Wahrscheinlich sind allen noch die Zwänge geläufig, die Kristina Schröder als Jugendministerin erpresserisch in die Gewährung von Projektmitteln einbettete: Wer nicht hoch und heilig gelobte, verfassungstreu zu sein und zusätzlich darauf zu dringen, dass alle Kooperierenden das auch sein sollten, brauchte erst gar keinen Antrag zu stellen - er wäre gar nicht erst angenommen worden. Das zuständige Landratsamt in Freiberg war in diesem Punkt eisern. Das spitzte sich zu, als ein neuer Landrat gewählt wurde, der vorher (natürlich CDU-) Bürgermeister in Mittweida gewesen war und - nicht nur mir - schon als eher inkompetenter Linkenfresser und Verharmloser rechter Positionen und Gruppen auffiel (zur Erinnerung: Mittweida hatte mit dem „Sturm 34“ eine neonazistische Gruppierung, die so auffällig war, dass sie schließlich sogar verboten wurde - und natürlich waren danach, abgesehen von drei oder vier straffällig gewordenen Personen, alle anderen noch da).

Irgend eine Unterstützung aus der Politik entfiel sowieso: Der zuständige Landtags-Abgeordnete war ein eher rechter CDU-Hinterbänkler, die Bundestagsabgeordnete in der ganzen Zeit Veronika Bellmann, in der Zwischenzeit nicht gerade bekannt als „Intelligenzbestie“, wohl aber als Mitglied des „Berliner Kreises“ und der „WerteUnion“. Sie passte sich ein in die rechte CDU-Szenerie Sachsens mit solchen Personen wie Steffen Heitmann, den Kohl 1993 für kurze Zeit als Kandidaten für das Bundespräsidentenamt im Sinn hatte, bis der sich selbst aus der Konkurrenzfähigkeit herausschoss (immerhin ehem. Justizminister und ranghoher Parlamentarier), oder Arnold Vaatz, der bis heute als CDU-Rechter auch auf der Bundesebene bekannt ist.

Einflussreich waren und sind (leider) auch diejenigen Personen, die ursprünglich zur DDR-Opposition gehörten, dann aber im Lauf der Jahre immer weiter nach rechts gingen - wie Siegmund Faust, eine Zeitlang Landesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen, ebenso sein Nachfolger, Michael Beleites, oder die in der Landeszentrale für politische Bildung arbeitende Angelika Barbe (die mich bei einem Hearing zur Neufassung des sächsischen Gedenkstättengesetzes im Landtag plötzlich unversehens heftig als Wessi angriff, obwohl ich sie vorher nie gesehen hatte und daher auch persönlich nicht kannte). Dazu kam, dass die CDU in der sächsischen Gedenkstättenstiftung nach einer kleinen internen Revolte gegen den seinerzeitigen Leiter nach einem intriganten Kampf Siegfried Reiprich, den ehemaligen Stellvertreter von Hubertus Knabe in der Stasi-Gedenkstätte Hohenschönhausen, als neuen Leiter

durchsetzte - er war sogar bei den DDR-Opferverbänden ziemlich umstritten (und ist es rundum bis heute).

Das wiederum war eingebettet in eine Hochschullandschaft, die die CDU mit ihrer Hufeisen-Theologie massiv unterstützte - nicht nur Werner Patzelt, Major der Reserve, seit 2019 im Ruhestand und wegen seiner relativen AfD-Nähe stark umstritten - , mehr noch Eckhard Jesse, der zusammen mit Uwe Backes die Extremismus-„Theorie“ unverdrossen propagierte und bis heute vertritt, dazu solche Experten wie deren Schüler und Vertrauter Lothar Fritze, der aus seiner Auffassung von „politischer Moral“ heraus Georg Elser verurteilte, weil der bei seinem Attentat auf Hitler billigend den Tod Unschuldiger in Kauf genommen habe - auch auf diese Fraktion stieß ich in einem Hearing vor'm Landtag (bei dem auch Hajo Funke geladen war). Es war unmöglich, gegen diese Betonwand anzukommen.

Nicht einmal die evangelische Kirche hat sich dem Konservatismus entziehen können - aber immerhin musste der sächsische Landesbischof Carsten Rentzing im vergangenen Herbst zurücktreten, nachdem seine „Verstrickung“ in das reaktionäre bis rechtsextreme Burschenschaftsmilieu nicht nur an die Öffentlichkeit kam, sondern er sich zudem lange Zeit davon nicht distanzieren oder gar loslösen wollte (erst vor wenigen Tagen ist ein liberaler Nachfolger gewählt worden).

Das zeigte und zeigt sich auch im Kleinen, so vor allem in Döbeln, wo ich zunehmend mit dem Verein „Treibhaus“ zusammenarbeitete und noch immer arbeite, der in dieser eher „schwarzen“ Kleinstadt mit einer sehr starken und übergriffigen Neonazi-Szene demokratische Bildungsarbeit leistet, die von der CDU-Stadtführung immer äußerst argwöhnisch beobachtet und möglichst zäh behindert wurde und wird. Der Trägerverein konnte noch so viele regionale, Landes- und Bundespreise für seine Arbeit bekommen - gerade erst noch vor wenigen Wochen stand seine Existenz wieder auf der Kippe, weil AfD-Leute aus dem Kreistag seine demokratische Zuverlässigkeit bestritten. Das ging nicht nur durch die Presse, sondern führte auch zu der entwürdigenden Prozedur, dass ausgerechnet der vorhin erwähnte Landrat von Mittelsachsen nach einem Verhör und einem Lokaltermin gnädigst zu befinden hatte, ob der Verein weiter Fördermittel bekommen solle - er bekam sie dann Ende Januar 2020 zwar auch, aber wieder einmal mit einer Kürzung... Ich habe diese Vorgänge immer sehr bedauert, weil viele meiner Absolvent*innen dort arbeiteten und noch arbeiten und ich ihnen kaum wirksam helfen konnte und kann.

Es ist kaum anzunehmen, dass sich etwas ändern wird; das „zuständige“ CDU-Personal ist fest installiert, von Dresden aus gibt es keinerlei Relativierung, die SPD und die Grünen sind bei allen Unterstützungsversuchen weitgehend ebenso hilflos. Eine Perspektivaussage wage ich derzeit nicht; es muss sich erst noch zeigen, wie die neue sächsische Koalition handeln wird. Ein Anlass und Beispiel dafür könnte Bautzen sein: Aktuell können dort im Stadtrat jederzeit ein Bürgerbündnis, die AfD, die CDU und die FDP eine Mehrheit darstellen - was sie auch nicht nur gelegentlich tun; das „Modell Thüringen ist für Sachsen nichts Neues). -

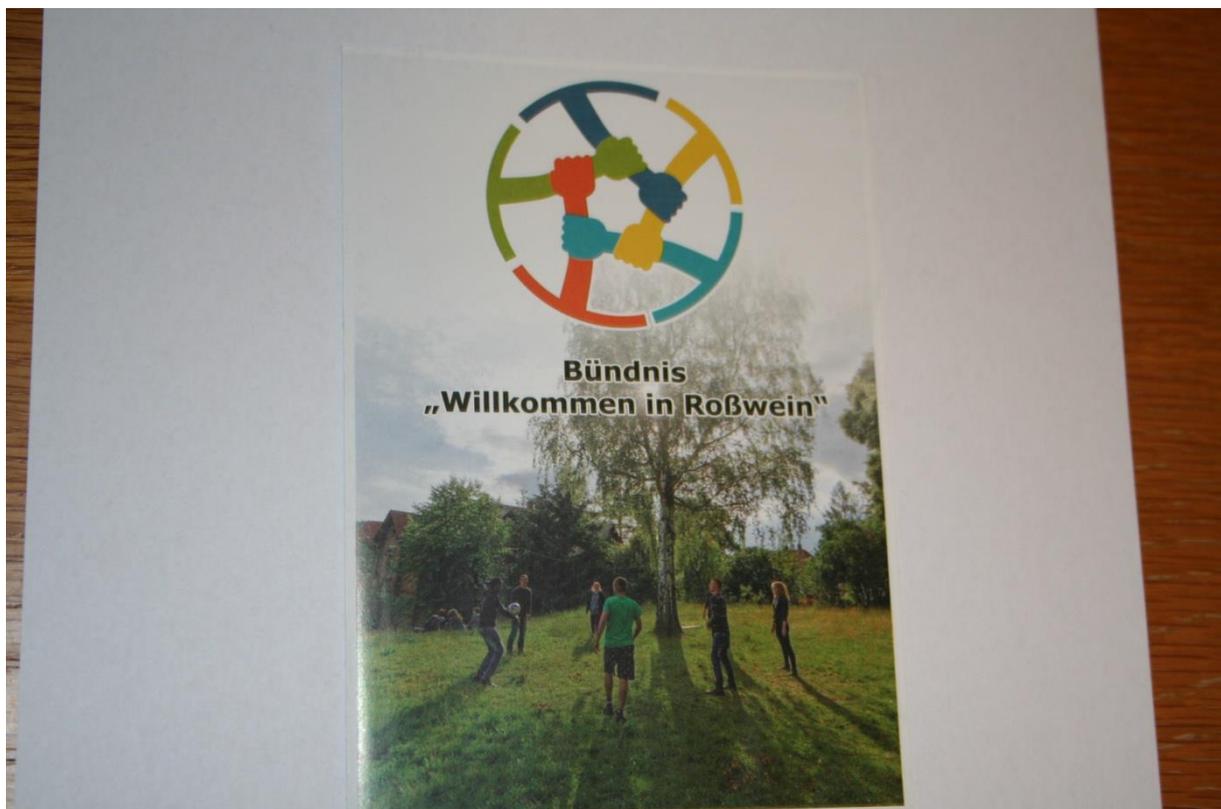
Wie angedeutet: Die Verhältnisse in MV sind nicht viel besser - aber dazu später in aller Kürze noch ein paar Hinweise.

Und dann? Und jetzt? Weitermachen, so gut es geht - eine Art Coda

In der ersten Zeit, nachdem ich in den Ruhestand versetzt wurde (Februar 2011), hatte ich vor, sowohl das Engagement an der Hochschule wie auch das in Schwerin fortzuführen. Das habe ich etwa vier Jahre durchgehalten, bis ich selber merkte: Du bist jetzt Rentner. Tu nicht so, als wäre nichts passiert. Hör auf; mach was anderes. Da ich nicht alles. Was ich dann probierte, aufzählen kann und will, möchte ich mich Bodo Zeuners Vorgehen anschließen und nicht so sehr einige Mosaik-Steine als vielmehr einige „Stränge“ kurz skizzieren, um meine Variante des „Links-Seins“ erkennbar zu machen.

Strang 1: Solidarität

Bekanntlich „kamen 2015 die Flüchtlinge über uns“ - und mit ihnen sofort auch Pegida und all die unappetitlichen Folgen. Ich hatte an der Hochschule noch weitere Seminare und Exkursionen angeboten und war deshalb oft genug in Roßwein, obwohl der Fachbereich längst nach Mittweida verlegt worden war. Die chaotische Flüchtlingspolitik in Sachsen suchte sich landesweit leerstehende Gebäude, um Geflüchtete unterzubringen. Die ehemaligen Hochschulgebäude in Roßwein gehörten auch dazu. Das löste in der Stadt bei einigen Einwohner*innen eine geradezu hysterische Reaktion aus: „Roßwein wehrt sich!“ hieß diese Bewegung. Zusammen mit der überwiegenden Mehrheit der anderen Einwohner*innen, dem Pfarrer, dem Bürgermeister, vielen Jugendlichen und anderen stellten wir uns als Bündnis „Willkommen in Roßwein“ gegen die Ausländerfeindlichkeit, die den zunächst etwa 100 Flüchtlingen von den gut 300 Pegidisten in der Stadt entgegenschlug. Für gut ein Jahr organisierten wir vom Sprachunterricht bis zur Fahrradwerkstatt, von der Arbeitsvermittlung zum Fußball über Musikmachen bis zum Schwimmen, Stricken und Häkeln für Frauen und Mädchen alles Mögliche.



*Beim Spielen von Geflüchteten, Einwohner*innen und Student*innen auf dem ehemaligen Hochschulgelände - manchmal gelang eine erste, spontane „Integration“ scheinbar ganz einfach; die Probleme kamen später*

Jede Woche mittwochs demonstrierten die Ausländerfeinde auf dem Marktplatz und versuchten, zum Wohnheim zu marschieren, jede Woche hielten wir dagegen - insgesamt bald ein Jahr lang. Da ich ziemlich mittendrin war, erhielt ich von rechts den Ehrentitel „linksrotgrün versifftes Professorenarschloch“. Die Mini-Pegida setzte sich *nicht* durch; nach etwa 7 Monaten verließ sie die Kraft. Als außerdem auch noch überraschend das Flüchtlingsheim geschlossen wurde, fiel alles in sich zusammen; ich hatte damit auch eine Aufgabe verloren und zog mich dann doch nach Schwerin zurück (und fühlte mich à la déjà vu seltsam an die Situation in Wolfsburg etwa 50 Jahre vorher erinnert, als plötzlich die italienischen VW-Arbeiter „verschwanden“ ...).

Strang 2: Gedenkstätten und politische Bildung

2012 gab ich in Schwerin den Vorsitz im Verein „Politische Memoriale MV e. V.“ ab, weil uns ohne weitere Begründung vom Bildungsministerium die Gedenkstättenarbeit zugunsten der Landeszentrale für politische Bildung entzogen wurde. Politische Bildungsarbeit als Erinnerungsarbeit und Erinnerungspolitik mach(t)e ich jedoch weiter - bis heute, soweit meine Möglichkeiten reichen. Im Augenblick konzentriere ich mich (seit letztem Jahr) darauf, die Arbeit mit Zeitzeug*innen voranzutreiben (im Rahmen der politisch-historischen Bildungsarbeit in Seminaren) und beginne gerade ein Langzeitprojekt: Die Auswertung ausgewählter Stasi-Akten für Vorpommern (im ehem. Bezirk Rostock). Beides zusammen soll eine Rekonstruktion des (Selbst-) Bewusstseins der Region Vorpommern und ihrer Bevölkerung ergeben. Kernfrage ist eine Aussage darüber, warum die Region so ausgesprochen konservativ orientiert ist (CDU) und außerdem so hohe Stimmenergebnisse für die AfD hervorbringt (in manchen Gemeinden Usedom bis über 40 %). Das langfristige Ziel: Ich möchte ein Bündnis gegen die Neonazis und die Rechte samt AfD zustande bringen, das sie „austrocknet“. Damit werde ich die nächsten zwei Jahre gut zu tun haben. Zentraler Bezugspunkt ist die Kooperation mit der Heimvolkshochschule Lubmin; dazu kommen andere Partner*innen. Aussichtslos ist das Ganze nicht.

Strang 3: Die „interne Peripherie“ und „der“ Konservatismus

Im Rückblick ist meine „Randständigkeit“ vom Wohnort und von vielen Aktivitäten her gesehen auch geographisch auffällig: Konstanz war schon als mein Ausgangspunkt eine südbadische Peripherie, die ursprünglich reichlich konservativ war (mindestens: bis die Universität 1967/68 dort den Betrieb aufnahm). Aus der Sicht der Bundesrepublik wurde auch West-Berlin nach dem Mauerbau zu einer (sehr speziellen) Peripherie. Das Hannoversche Wendland war - wie die Lüneburger Heide - so sehr eine Peripherie, dass bis mindestens 1970 z. B. Lehrer*innen zutiefst erschrecken, wenn sie dort eine Stelle annehmen sollten. Mecklenburg ist geschichtsnotorisch (-> Bismarck!) schon immer Peripherie gewesen; Vorpommern als verbliebener West-Rest Pommerns war und ist es ebenso (Soldaten der Bundeswehr bekamen Verzweiflungsanfälle, wenn sie nach Eggesin an der polnischen Grenze versetzt werden sollten). Auch mein Interesse an der Lausitz und an Niederschlesien richtet sich nicht auf ein Zentrum, obwohl Breslau natürlich herausragend ist...

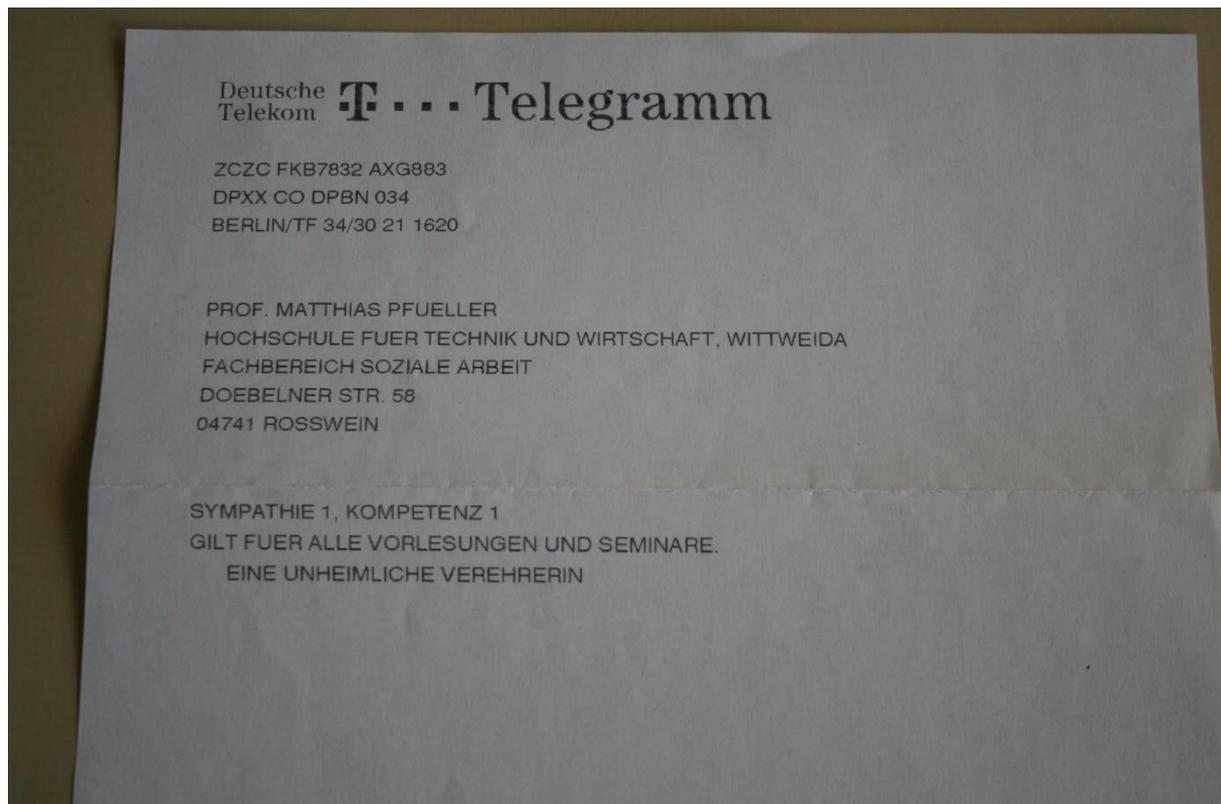
Immer wieder war ich dabei mit „dem“ Konservatismus konfrontiert - ein sehr vielköpfiges politisches Wesen und kein günstiges Biotop für „Sozialismus“. Ich habe einen sehr patriarchalischen, frauenfeindlichen, barschen, autoritären, korrupten und manchmal geradezu reaktionären Konservatismus erlebt (oft verbunden mit dem evangelikalen Protestantismus bzw. dem Katholizismus), dessen offene Flanke zum Faschismus bzw. zum NS notorisch war und ist. Er war und ist mit seinem Milieu in der dominanten Position. Ich habe aber auch einen eher defensiven Konservatismus erlebt, der - z. B. in der „realsozialistischen Diaspora“ - heute für mich ein geschätzter Gesprächspartner ist. Ich möchte ihn als „liberalen Besitzkonservatismus“ bezeichnen (nicht zu verwechseln mit den impli-

zit konservativen Liberalen etwa von der „Zeit“ in Hamburg, die mir gegenüber ihre gläserne Wand beibehalten - für die bin ich schlicht zu arm). Ich halte ihn - wie ich nachher noch kurz begründen will - für einen Bündnispartner gegen die Rechte. Möglicherweise ist auch diese Variante des Konservatismus an die interne Peripherie gebunden.

Strang 4: Gender, Pygmalion, #MeToo ...

Natürlich habe ich wie wir alle die (inzwischen wohl „alte“ oder erste westdeutsche Nachkriegs-) Frauenbewegung in West-Berlin mitbekommen - ich habe mich an der Anti-§ 218-Demonstration beteiligt und ebenso peinlich berührt wie belustigt auf den bizarren Protest der Männer reagiert, die bei einer der ersten Frauenfeten in der alten TU-Mensa am Eingang herumlärmten und partout nicht verstehen konnten oder wollten, warum sie ausgeschlossen blieben (wohl Anfang der 70er Jahre). Ebenso habe ich irritiert reagiert, als wir in einer SAZ-Sitzung - vermittelt über Dieter Runze, wenn ich mich richtig erinnere - mit den offensiv vorgebrachten Auffassungen und Anliegen der „Homosexuellen Aktion Westberlin“ konfrontiert wurden. Wegen (allerdings bald nachlassender) Inkompetenz habe ich mich zunächst eher vorsichtig im Kinderladen und im Dolomiten-Urlaub mit den Kindern an allem beteiligt, was auf uns als Männer zukam. Alles war für mich immer mit einem schlechten Gewissen grundiert, das ich - abgesehen vom Bewusstsein meiner kaum abzustreifenden Privilegierung als Mann - kaum loswerden konnte; die Formulierung vom „Nebenwiderspruch“ hielt ich für reaktionär (und konnte auch nicht finden, dass sie bei Engels, Bebel, Clara Zetkin oder Rosa Luxemburg irgendwo zwingend vorgebracht worden wäre). Dazu kam die Erfahrung mit den Frauen in meiner Familie in Karl-Marx-Stadt und, wie schon angedeutet, die Lektüre der bekannten DDR-Autorinnen. Nach meiner Erinnerung hat das alles aber in der SAZ keine nennenswerte Rolle gespielt - auch nicht im Umgang mit den Studentinnen. - Auch in der Bildungsarbeit der 80er Jahre war das Thema wohl geläufig, spielte aber nur in Ausnahmefällen eine Rolle (ich erinnere mich an eine Neujahrsdiskussion in Bad Bevensen in der HVHS, als eine Teilnehmerin und dann nach ihr noch mehr ihre Ehemänner scharf wegen ihrer „Karrieregeilheit“ angriffen; die Herren zogen ziemlich den Kopf ein). -

Als ich Prof wurde, verschob sich das Problem plötzlich. Sehr viel deutlicher als in meiner Assistentenzeit spürte ich, wie asymmetrisch die Beziehungen zwischen Professoren und Studentinnen waren und sind. Am OSI hatte es einmal einen Skandal gegeben, den ich aber fast vergessen hatte. Nun bekam ich aber gut ein Jahr nach meinem Arbeitsbeginn in Roßwein ein Telegramm, das mich ziemlich verwirrte - ich habe nie herausgefunden, wer es geschickt hatte und ob es etwa Spott war. So etwas hatte ich am OSI oder in der Bildungsarbeit nie vorher erlebt.



Das Telegramm bekam ich am „21/05 '97, 16.20 h“ - also gut ein Jahr nach dem Beginn meiner Arbeit als Prof.

Der FB Soziale Arbeit hatte und hat - wie wohl die meisten anderen solchen Fachbereiche auch - zu etwa 80 % Studentinnen. Ich versuchte, sie ebenso wie die (natürlich sehr viel wenigeren) Männer dann zu fördern, wenn ich den Eindruck hatte, dass sie (nicht nur) fachlich „richtig gut“ waren. Das führte zu einem seltsamen, aber vermutlich zu erwartenden Problem, für das die Sozialpsychologie das Stichwort „Pygmalion-Effekt“ bereitstellt: Wenn ich Frauen förderte, wurden sie tatsächlich „besser“ - und ich bin davon überzeugt, dass das weder bei ihnen noch bei mir eine (Selbst-) Täuschung war. Eine hübsche Illustration dafür ist „My Fair Lady“, fast mehr noch aber das 1983 verfilmte Bühnenstück „Educating Rita“ (Rita will es wirklich wissen“) von William M. Russell.

Manchmal rückten aber vor allem Frauen diese Bemühungen in ein Zwielficht, wenn sie die Vermutung vorbrachten, die Förderung habe eine erotische oder gar sexuelle Komponente: ein eher unterschwelliges Ärgernis, weil es nie einen Beleg dafür gab. Erstaunlicherweise kam so etwas kaum von Studenten (nicht einmal dann, als wir im Kollegium einen gravierenden Fall von Übergriffigkeit eines Professors hatten, den ich auch als Dekan und später als Kollege nicht öffentlich machen und sanktionieren konnte, weil niemand von der Prof-Ebene „mitspielte“ - auch die Frauen nicht...).

Ich halte #MeToo für eine grundlegend wichtige Bewegung, die die Forderungen der „ersten Frauenbewegung“ ergänzt und fortführt, ebenso wie der Protest gegen den Gender Gap bei der Einkommensfrage (den es an der Hochschule allerdings nicht gab). Inzwischen ist die Reichweite meiner Möglichkeiten begrenzt; ich versuche trotzdem, auch hier die notwendige Solidarität zu praktizieren, ohne paternalistisch zu sein. Es ist eine Aufgabe ohne Ende, leider... (wie sehr, das haben mich u. a. die zwei, drei Fälle von massivem Stalking gelehrt, mit denen ich quasi „von Amts wegen“ und im privaten Bekanntenkreis zu tun hatte).

Der (vorläufige) Schluss: Was bleibt?

Natürlich hatte die SAZ ihre Funktion als Stahlkorsett und Exoskelett zugleich für mich schon in der zweiten Hälfte der 70er Jahre weitgehend verloren - ich wurde selbständiger. Ich begann auch die Schwächen und Leerstellen unseres Projekts von 1969 zu sehen - ein Projekt jedoch, das für mich auch in der fortwährenden Auseinandersetzung mit ihm erstaunlich fruchtbar war und mir oft weiterhalf, wo ich allein kaum klargekommen wäre.

Um meinen aktuellen Standpunkt anzugehen, möchte ich auf zwei Sätze zurückgreifen, die ich am Ende eines Nachrufs auf Ossip Flechtheim geschrieben habe:

„In studentischem Überschwang haben wir ihn als nicht mehr jungen Mann, kurz vor der Emeritierung, manchmal als ‚liberalen Scheißer‘ gesehen. Heute, so scheint es, dürfen wir froh sein, wenn wir das selbst in solcher biographischen Ungebrochenheit für uns in Anspruch nehmen können: ein linker Radikalliberaler zu sein - und zu bleiben“ (IWK, 34. Jg./März 1998, S. 92).

Heute, 20 Jahre danach, habe ich als „alter weißer Mann“ so meine Bedenken mit dem Etikett „liberal“ (für mich aktuell erkennbar in meiner Skepsis gegenüber dem Präsidentschaftskandidaten Bernie Sanders in den USA: Wird er Erfolgsaussichten haben? Immerhin: Er ist in meiner/unsere Altersgruppe...).

Was damals für mich ein positiver Container-Begriff „Sozialismus“ war, hat sich bis heute in einige Mosaik-Bestandteile aufgelöst, die mir wichtig sind. Neben der immer wieder erforderlichen, auch neu zu definierenden Solidarität sind es vor allem diese Punkte:

30 Jahre danach weine ich der DDR als politischem System keine Träne nach. Dennoch bleiben Momente von Sympathie für ihre Alltags-Wirklichkeit übrig, die sich - wie wohl auch bei Christa Wolf, Stefan Heym und anderen - herleiten aus einem nicht stringent-historischen, aber emotionalen und emphatischen Sozialismus-Verständnis, das heute kaum noch jemand nachvollziehen kann - wie „un vecchio ritornello, che nessuno canta più“, vielleicht so wie die Lieder vom spanischen Bürgerkrieg oder die damals so beliebte „Bella ciao“, die inzwischen wieder andere Anknüpfungsgruppen gefunden hat. Das bleibt, gelingt aber auch nur, wenn ich „um den Riegel von Stalin herum“ denke, in großer Sympathie für die Opposition, die gegen ihn so katastrophal-unmenschlich verloren hat... Dann halte ich wieder eine Rede und tue, was ich im Rahmen der öffentlich inszenierten Erinnerungsarbeit tun kann:



Rede im September 1918 bei der 17. Jahrestagung von ehemaligen DDR-Häftlingen in Bützow (MV); wir haben von den „Politischen Memorialen“ aus gemeinsam mit der Friedrich-Ebert-Stiftung diese Tagungen initiiert

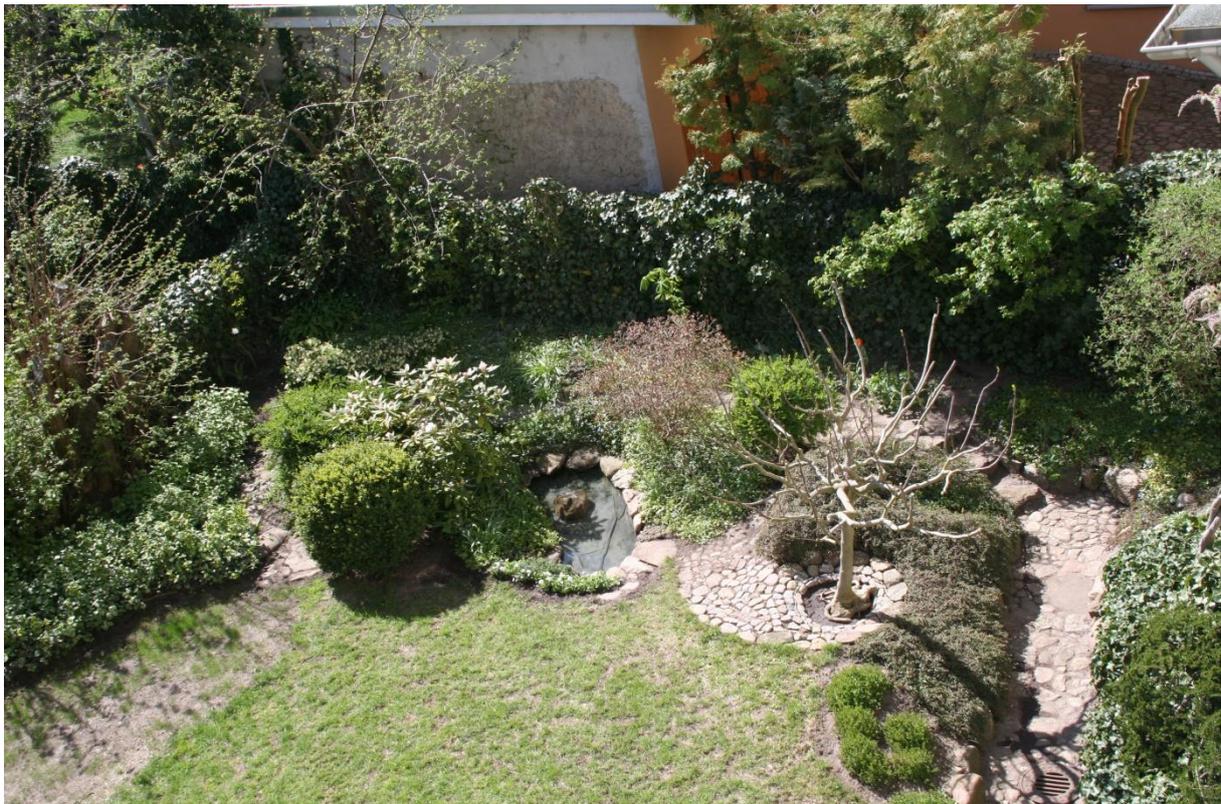
Damit ist ein Grundgefühl vom Heimatlosigkeit verbunden: „Objektiv“ ist es so, dass einer, der mit 5 Jahren vom Geburtsort weit weg und über zehn Jahre danach immer wieder umziehen muss, kaum noch etwas als „Heimat“ ansehen kann. Das gelingt auch in der Sprache nicht: „Hochdeutsch“ ist etwas Anonymes, eine Isolierschicht, die in vielen Regionalgesellschaften eine deutliche Randständigkeit markiert - die ich bis heute habe. Dass ich drei bis vier Dialekte halbwegs beherrsche, ist nur ein Ausdruck davon, dass ich als Flüchtlingskind auch sprachlich eher ein Chamäleon sein musste und blieb, das die „Indigenen“ oder „Autochthonen“ mit einer Mischung aus Verwunderung und Befremdung und häufig eher distanziert betrachtet haben. „Sozialismus“ hilft da auch nicht viel.

Anders als damals, im SAZ-Jahrzehnt, bleiben einige positive Bezüge, die emotional, kulturell und politisch konnotiert sind.

- Der erste Bezug ist der zu Frauen, die ich grundsätzlich dafür bewundere, wie sie es mit uns Männern aushalten, ohne uns in gewissen Zeitabständen begründet umbringen zu wollen. „Der Sozialismus“ hat als sehr weitgehend männlich artikulierte Einstellung hier so viele Defizite, dass ich ihn wenigstens in diesem Zusammenhang nicht ernst nehmen kann - wie kann man „die Frauenfrage“ bloß als „Nebenwiderspruch“ deklarieren... - ?! In diesem Bezug habe auch ich zu wenig getan, und für meine Sympathie/Empathie „können sich die Frauen auch nix kaufen“.
- Der zweite Bezug ist der zu Immigrant*innen. Mit Italiener*innen und Türk*innen hatte ich in meiner Laufbahn öfter zu tun, mit peoples of colour eher weniger. Hier ist mir der veröffentlichte Sozialismus viel zu deklarativ und zu wenig konkret - sowohl der der SPD wie auch der der Links-Partei, und bei den Grünen bin ich unsicher. Ich helfe da in Einzelfällen und institutionell manchmal (wie damals in Roßwein), aber nicht systematisch. Das ist zu wenig.

- Der dritte Bezug ist der zu Ökologie und der zu den Youngsters von heute, die sich radikal dafür einsetzen, dass es eine soziokulturelle und politische Wende gibt. Heute bringt mir das auch keine Punkte mehr, dass ich mich seinerzeit im Wendland z. B. an Sitzblockaden gegen die Transporte von Castoren eingesetzt habe. Ich fahre heute ein Dieselauto, von dem ich, als ich es kaufte, dachte, es sei ökologisch gesehen okay. Jetzt weiß ich nicht recht, was ich tun soll, außer freiwillig die mögliche Geschwindigkeit drastisch zu reduzieren (z. B. durch entsprechende Reifen, die keine hohen Geschwindigkeiten mehr zulassen); mir ist noch nichts eingefallen, wie ich in MV meine Ziele ohne PKW nachdrücklich weiter verfolgen soll/kann.
- Es bleibt ein letzter Bezug, bei dem ich merke, dass ich da *keinerlei* „Spaß“ verstehe: Der Kampf gegen alles, was mit Nazis zu tun hat - in welcher Generation, Variante und „Verdünnung“ auch immer. In mir steigt da sofort eine unbändige Wut hoch, die ich weder modifizieren noch moderieren will, und mir geht jedes Verständnis für solche Menschen ab, die mir erklären wollen, dass das eine doch sehr verständliche Form von „Protest“ sei - nach den Jahren von 1933 - 1945 geht das einfach überhaupt nicht. - Sicher hat auch das mit Sozialismus zu tun, aber es ist mir zu vermittelt.

So sitze ich also, wie Arnfried Astel in den siebziger Jahren gespottet hat, als „Liberaler“ zwischen den Stühlen bequem auf meinem Sessel (in meiner großen Wohnung und gucke gelegentlich wie Ovid oder Catull in den Garten hinter'm Haus und mühe mich darum, dass ich mir im Spiegel halbwegs gestrost noch in die Augen sehen kann).



Der Garten wie jetzt im Frühjahr, angelegt und gepflegt von meiner Mitbewohnerin im Haus; ich bringe nur ab und zu etwas dafür angeschleppt, wie manche Steine aus Italien zur Pflasterung oder auch den mediterranen Feigenbaum. Darüber werde ich wohl 80 Jahre alt werden und vielleicht noch älter - mal sehen, Sozialismus hin oder her. Die SAZ war sehr nützlich - aber das ist nun inzwischen auch schon lange her. Schade, dass es - wohl nicht nur für mich - einen solchen Aufbruch nicht wieder gegeben hat.